



stimme

VON UND FÜR MINDERHEITEN

REDE ÜBER MINDERHEITEN

GLOBALISIERUNG IM SOMMERLOCH

Das Gute an dem Sommerloch ist, daß die Zeitungen den Inhalt ihrer „Inland“-Rubriken *volens volens* reduzieren und damit den Blick auf die restliche Welt freigeben. Und da die Parlamente und damit die Politik aller westlichen Staaten mehr oder weniger gleichzeitig in den Sommerurlaub treten, besteht diese restliche Welt aus sogenannten „Problemzonen“. In meiner Tageszeitung kann ich seit Wochen regelmäßig Nachrichten über Hunger, Kriege, Naturkatastrophen mit verheerenden Folgen, Menschenrechtsverletzungen, aber auch über Besuche westlicher PolitikerInnen in die Länder dieser restlichen Welt lesen.

Nicht, daß ich besonders scharf wäre auf die sensationelle und zumeist klicheehafte Blut-und-Tränen-Berichterstattung – das Sommerloch legt indes mit einem Mal bloß, was für ein „Klacks“ die gesellschaftlichen Probleme in der nördlichen Hemisphäre eigentlich sind, über welche die „Inland“-Seiten der Tageszeitungen in der regulären Saison berichten. Ganz im Sinne Brechts kann auch das Fehlen einer gewohnten, alltäglichen Sache auf der (hier: medialen) Bühne den Verfremdungseffekt auslösen und die Dinge in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Nun gibt es Menschen auch in der nördlichen Hemisphäre, die gelernt haben, die Dinge sogar in der regulären medialen Saison in diesem „neuen Licht“ zu sehen. Sie versuchen, einen *globaleren* Blick auf die politische, ökonomische und soziale Gesamtlage der Welt zu werfen und daraus Schlüsse zu ziehen. Auf der einen Seite handelt es sich dabei um Personen, die von Berufs wegen diesen Blick kultiviert haben: ManagerInnen von sogenannten Multis, AußenpolitikerInnen mächtiger Länder, BörsenmaklerInnen, GeheimdienstlerInnen etc. Auf der anderen Seite sind es Personen, die ihre erworbene politische Sensibilität in ein öffentliches Bewußtsein zu verwandeln

suchen und auf die global ungerechte Verteilung, Abhängigkeits- und Machtstrukturen verweisen. Aus einem mir unbekanntem Grund werden erstere als „ExpertInnen“ gefeiert, nicht selten auch ob ihrer Macht gefürchtet, während letztgenannte trotz ihrer scharfen globalen Betrachtung der Dinge neuerdings als „GlobalisierungsgegnerInnen“ abgestempelt werden. (Diese Verkürzung klingt so, als müßte man die „ÄrztInnen ohne Grenzen“ als „VirusgegnerInnen“ bezeichnen.)

Seit zwei Jahren, also seit Seattle 1999, haben diese globalen KritikerInnen der Weltpolitik die Strategie entwickelt, bei supra- und internationalen Gipfelkonferenzen ebenso international besetzte Protestkundgebungen und Demonstrationen zu organisieren – um einerseits auf die globale ökonomische, soziale, politische und Umweltsituation justament im Rahmen dieser Treffen globalen Ausmaßes aufmerksam zu machen, und um andererseits den bei solchen politischen Jahrmärkten üblichen Medienrummel für die öffentliche Aufmerksamkeit zu nützen.

So war es auch in Genua. Während ich diese Zeilen schreibe, sitzen laut Medienberichten u. a. 17 österreichische Mitglieder der aktionistischen Theatergruppe *VolkTheaterKarawane*, die im Rahmen ihrer politisch-künstlerischen Kampagne „no border, no nation, no one is illegal“ in Genua waren, in italienischer U-Haft. Ihnen wird Bandenbildung, Plünderung und Raub vorgeworfen. Abgesehen von der juristischen Wahrheit, die derzeit nicht feststeht (und daher ist jede Person, die in einem Rechtsstaat lebt, von Rechts wegen *gezwungen*, die Unschuldsvermutung gelten zu lassen; das gilt auch und vor allem für die Außenministerin, die einen Teil der Festgenommenen als „Amtsbekannte“ diffamiert hat); abgesehen von den Bedingungen und dem Hintergrund ihrer Festnahme, den Gründen ihrer nicht sofortigen Freilassung; abgesehen auch von der berechtigten Frage, ob da ein inoffiziell-bila-

terales italienisch-österreichisches Bündnis gegen unerwünschte RegimekritikerInnen bestehen mag – abgesehen von all diesen Unklarheiten ist dieser Fall ein signifikantes Beispiel für eine erschreckende Entwicklung: die Reaktion der demokratischen Staaten auf die eigenen BürgerInnen, die von ihren demokratischen BürgerInnenrechten Gebrauch machen und auf globale Ungerechtigkeiten hinweisen wollen. Hier die Schuld einer Handvoll „gewaltbereite Personen“ zuschieben zu wollen, ist nicht glaubwürdig. Denn sie rechtfertigen weder das mit jedem Mal rigoroser werdende „Sicherheitsaufgebot“, noch die teilweise verhängten Demonstrationsverbote oder die temporäre Aufhebung verbrieft supranationaler Rechte (wie die Schengener Freizügigkeitsbestimmungen). Diese zeitweiligen Kürzungen demokratischer Rechte können zwei verheerende Folgen nach sich ziehen: erstens die zunehmende Willkür bei der Ausrufung solcher „Ausnahmestände“, die direkt zum Überwachungsstaat führt. Und zweitens die Kriminalisierung jeder öffentlich getragenen politischen Kritik an westlichen Regierungen.

Wenn zudem diese Kriminalisierung abschreckend wirkt und in Folge sogar eingefleischte DemokratInnen ihre Distanzierung von den „Randalierern“ dadurch ausdrücken, daß sie „nächstes Mal lieber zu Hause bleiben“ – dann hat sich die Demokratie einen ganz großen Schritt von uns entfernt. Sollte ich dann um meinen „Ruf“ und um die Subventionen für die Zeitschrift bangen müssen, weil ich diese Zeilen schreibe? Werde ich dann als „medialer Handlanger“ der „gewaltbereiten Chaoten“ diffamiert, womöglich sogar belangt?

Ich hoffe, daß diese kalte Gefahr im Sommerloch, da der politische Kleinkram am mediterranen Strand liegt, erkannt wird, damit wir dann im Winter nicht frieren müssen.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, e-mail: initiative.minderheiten@chello.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, e-mail: stimme@chello.at; Chefredakteur: Hakan Gürses; Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gabriele Müller-Klomar (gmk), Isabelle Riedl (iri); Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Dieter Schmutzer, Stefan Nicolini, Marinela Vecerik, Katina Lair, Anita Konrad, Kahlauer, mh, ed, M. Fürst; Fotoredaktion: Mehmet Emir; Zeichnungen: Hakan Gürses, Andreas Ohrenschild; Graphische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung; Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566; Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Banu Marksteiner (Redaktionsadresse); Jahresabo (4 Hefte): € 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impresum	2
Nix „zwischen den Stühlen“ von Alev Korun	4
Pädagogik und ihr Differenzdiskurs von Vladimir Wakounig	6
Wider die entpolitisierte Kritik von Ljubomir Bratic	8
„Schwarz ist eine politische Identität“ Ein Gespräch mit Araba Johnston-Arthur	10
Sprechen und Handeln von Hakan Gürses	12
Interview mit Eveline Goodman-Thau von Elisabeth Malleier	14
Europride 2001 von Monika Roidmayr	16
Brief aus Istanbul von Gerald Kurdoğlu Nitsche	18
Wo die Gesetze enden, beginnt die Menschlichkeit von Marinela Vecerik	19
Utopia 2050 – Musik als Sprache des Politischen von Ursula Hemetek	20
Berichte	22
Skandinavisches Theatertreffen in Wien von Isabelle Riedl	24
Dokumente des Verbrechens von Isabelle Riedl	25
Identities 2001 von Sushila Mesquita	26
Erzählende Hände, sprechende Körper von Isabelle Riedl	27
Tips	28
Kahlauers Tagebuch	31

Thema:
Rede über Minderheiten

Die neunziger Jahre waren europaweit (insbesondere im deutschsprachigen Raum) nicht nur von den eigenen Repräsentationsbewegungen der Minderheiten gekennzeichnet, sondern auch von einem medial-öffentlich-wissenschaftlichen Diskurs über die Minderheiten. Neben den aktuellen Diskussionen über die „Nützlichkeit“ der MigrantInnen resp. über die „Überfremdung“ und „natürliche Xenophobie“ haben auch die politisch-theoretischen Debatten über die kulturellen Rechte von Minderheiten und die Multikulturalität

europäischer Gesellschaften diesen Diskurs geprägt.

Der Jahresschwerpunkt der *Initiative Minderheiten*, „Die Neunziger – Das Jahrzehnt der Minderheiten“, wird in diesem Heft der STIMME fortgesetzt: Nach der Besprechung der rechtlichen Lage und der Selbstorganisation von Minderheiten in der letzten Ausgabe befassen sich die Thema-Beiträge dieser Nummer mit der „Rede über Minderheiten“, die in den Neunzigern eine noch nie dagewesene Popularität „erlangte“. Alev Korun befaßt sich mit der Floskel „Zwischen den Stühlen“, die seit einem Jahrzehnt die „wohlwollende“ Rede

über MigrantInnen charakterisiert; Ljubomir Bratic wirft einen Blick auf den „Widerstand“ und konstatiert einen Mangel in der „entpolitisierten Kritik“: die wahrhaftige Forderung nach Gleichheit; Vladimir Wakounig hinterfragt die Rolle der Pädagogik im Diskurs der „Differenz“ und beschreibt einen diesbezüglichen Paradigmenwechsel; Hakan Gürses setzt sich mit der performativen Seite der „Rede über Minderheiten“ auseinander. Araba E. Johnston-Arthur geht im Interview auf diffizile Probleme des Differenzparadigmas ein und schildert die Lage der „black community“ in Österreich.

NIX „ZWISCHEN DEN STÜHLEN“ – WIR BEANSPRUCHEN GLEICH DIE GANZE COUCH

von Alev Korun

Diversität in Österreich und Forderungen zum gesellschaftlichen Umgang damit

Herkunft als Schicksal

Sind Sie auch in der mißlichen Lage, daß Deutsch nicht Ihre Muttersprache ist, Sie aber trotzdem in Österreich leben? Werden auch Sie hierzulande bei jeder neuen Bekanntschaft mit einem Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft gefragt, wie es Ihnen „hier bei uns gefällt“ und ob und wann Sie „in Ihre Heimat zurückgehen wollen“? Ganz zu schweigen vom Mitleid, das Ihnen – falls Sie weiblich sind und aus einem islamischen Land kommen – beim Thema „zurück in die Heimat“ von wohlmeinenden FeministInnen beiderlei Geschlechts entgegen schlägt.

Als Minderheitenangehörige/r ist man ständig mit Zuschreibungen und Definitionen von außen konfrontiert. Was ist der Erkenntniswert der Antwort auf die Frage „Woher kommst du?“, vor allem wenn schon kulturalistisch – und nicht selten rassistisch – kodiert ist, was man als Angehörige/r dieser oder jener Nation sein soll? Die Frage, die einem Menschen aus der Türkei hier immer wieder gestellt wird – „Bist du Türke oder Kurde?“ – ergibt angesichts eines georgisch-bosnisch-tscherkessisch-„türkischen“ Hintergrunds wie z. B. in meinem Fall nicht besonders viel Sinn, hilft aber der Mehrheitsgesellschaft bei ihrer Klassifikation der „Fremden“. Und wenn man dann endlich weiß, woher der Andere kommt, stünde noch immer die Frage an, was ist das, ein Türke.

„Diversitätsbewältigung“

Wenn es um Diversität – die Pluralität der „Herkünfte“, Sprachen, vermeintlicher oder tatsächlicher kultureller oder religiöser Praktiken – geht, ist man in Österreich mit der Forderung nach bzw. der Illusion der einen „Identität“ sehr schnell zur Stelle. Identitäten sind allerdings keine abgeschlossenen Prozesse, befinden sich in Bewegung und gerade in Immigrationsgesellschaften in Übergang, und das sowohl in der Mehrheitsgesellschaft als auch den Minderheiten-Communities. Das Work-in-progress-Prinzip der kulturellen Identitäten resultiert auch aus der Tatsache, daß sie sich immer durch Differenz und in Abgrenzung zu dem, zu ihrem „Anderen“ definieren. Das Nicht-Wir, die Lücke, ist somit das „konstitutive Außen“ der Identität. Wie soll man dann aber umgehen mit dem Umstand, daß dieses Außen in Immigrationsgesellschaften zu Innen und zum Teil des „Wir“ wird und dadurch zur Abgrenzung und „eigenen“ Identitätsdefinition eben nicht mehr taugt?

In Großbritannien wurden vor ein paar Monaten Ergebnisse eines Versuchs, diese Frage zu beantworten, präsentiert: Die von Runnymede Trust einberufene „Kommission zur Zukunft des multi-ethnischen Britanniens“ legte einen Bericht vor, in dem die sich wandelnde Bedeutung und Zusammensetzung von „Britishness“ untersucht wird. Die aus Wissen-

schafterInnen und PraktikerInnen der Antirassismusbewegung bestehende Kommission stellte fest – und das führte zu einer hitzigen gesellschaftlichen Debatte in Großbritannien –, daß das Konzept des British-Seins noch immer eng und exklusiv definiert und nicht durchlässig genug ist für britische Minderheitenangehörige wie etwa Menschen mit asiatischen, karibischen oder afrikanischen Wurzeln. Die Kommission fordert in weiterer Folge nicht nur eine breite Debatte und Maßnahmen zur Gleichberechtigung und Antidiskriminierung für „ethnische“ und kulturelle Minderheiten, sondern auch ein neues Selbstverständnis für das Land als „community of communities“, also eine Gesellschaft, die aus gleichberechtigten kulturellen, sprachlichen und „ethnischen“ Gemeinden besteht und bewußt auf Vielfalt setzt.

Bindestrich-Identitäten

Dieses Konzept einer Immigrationsgesellschaft bricht bewußt mit der hierzulande beliebten These der einen Identität des Staatsvolks und ermöglicht und anerkennt Mehrfachidentitäten der Mitglieder der Gesellschaft. Die aus den achtziger Jahren stammende und sich in Österreich leider noch immer hartnäckig haltende Floskel des „Zwischen-den-Stühlen-Sitzens“ von eingewanderten Menschen und ihren Nachkommen ist hingegen der Vorstellung des „Entweder-Oder“ verpflichtet. Zusätzlich erleben wir derzeit einen konservativen Backlash, mit dem die relativ junge Debatte zu Gleichberechtigung in und Multikultura-

lität dieser Gesellschaft mit der Forderung nach einer „Leitkultur“ im Keim erstickt werden soll. Die angeblich homogene „österreichische Kultur“ soll die Eingewanderten leiten, so die Forderung der konservativen Kulturalisten.

Es ist kein Zufall, daß gerade in Zeiten der Fragmentarisierung und Differenzierung von Gesellschaften und der damit einhergehenden Verunsicherung die kulturelle Identität als letzte Bastion von Eindeutigkeit und „Reinheit“ imaginiert wird. Wenn schon nichts mehr Halt zu geben scheint in dieser modernen, beschleunigten Gesellschaft, will man sich zumindest seiner „Identität“ sicher sein. Und da hilft die Politik gerne nach.

Die Tatsache aber, daß es inzwischen Hunderttausende Menschen in Österreich gibt, die eine Migrationserfahrung gemacht und aufgrund dieser nicht nur Staatsgrenzen, sondern auch „die angeborenen Bindungen und vererbten Zugehörigkeiten durchschritten“ haben (Elka Tschernokoshewa), widerspricht dieser Illusion von „reiner Kultur“.

Daher kann auch das alte Konzept des „Zwischen-den-Stühlen-Sitzens“ den Lebenszusammenhängen und Strategien von Eingewanderten nicht gerecht werden. Es definiert nämlich ihre Leistung und Lebensrealität, in mehreren Welten und in der Ambivalenz „zu Hause zu sein“ statt in einer – vermeintlichen – Eindeutigkeit einer Mehrheitskultur, zum Manko um und hat jahrelang die Vorstellung einer nationalen Monokultur verfestigt.

Es ist höchste Zeit, daß Bindestrich-Identitäten auch in Österreich „normalisiert“ werden. Daß es kein Widerspruch ist, Nigerianer und Österreicher, Muslim und Österreicherin zu sein, ist hier-

zulande noch immer nicht Teil des öffentlichen Bewußtseins.

Selbstdefinition – Fremddefinition

Gerade angesichts der politischen Brisanz der Selbstdefinition eines Staates bzw. einer republikanischen Gesellschaft geht es bei der Frage der kulturellen oder Bindestrich-Identitäten um die Definitionsmacht. Sind Minderheitenangehörige selber in der Lage, ihre mehrfachen Zugehörigkeiten und deren Bedeutung für ihre Gesellschaft zu definieren, oder erfolgt von der Dominanzgesellschaft eine Zuschreibung „ihrer“ Identität? Was ist mit Personen, die eine Minderheitenstellung in der Minderheit haben (beispielsweise als Homosexuelle in einer *visible community*), und der Diskriminierung, die sie durch „ihre“ *community* erfahren?

Wenn Diversität als Regel und nicht als Ausnahme anerkannt wird, geht es um Akzeptanz und Respekt für mehrfache, soziale, religiöse, sprachliche, sexuelle u. a. Verortungen, die gleichzeitig bestehen und das komplexe Gebilde der „Identität“ ausmachen. In einer Gesellschaft, in der Kultur und *communities* offen erlebt werden, muß es aber auch möglich sein, eine *community* wieder zu verlassen.

Communities sind nämlich Resultate von historischen Entwicklungen und Praktiken, wandeln sich also auch mit gesellschaftlichen Diskursen und Zuständen, in die sie eingebettet sind. Nachdem Repräsentation und Identifikation immer mit Interpretation zu tun haben, können Identitäten nicht einem starren, unwandelbaren Mythos verpflichtet werden.

Gemeinsames Haus Österreich?

Und was heißt das für uns Angehörige

von sprachlichen und/oder „ethnischen“ *communities*? Daß der Versuch der Mehrheitsgesellschaft, uns auf die eine oder andere Seite zu „verbuchen“, scheitern muß. Die Frage „Fühlst du dich als Österreicherin oder als Türkin?“ hat ihre Aussagekraft eingebüßt, falls sie jemals eine hatte. Wenn wir davon ausgehen, daß Identifikation auf Anerkennung einer gemeinsamen Herkunft und Zukunft, auf dem Bewußtsein von miteinander geteilten Interessen oder Merkmalen beruht, dann haben wir solche Bindungen nicht nur zu *einer* Kultur, Herkunft, Religion, Tradition, Sprache, sondern eben zu mehreren, in denen wir situiert sind.

Das heißt aber gleichzeitig, daß das, was uns ausmacht, nicht mit dem klassischen „Österreicher-Sein“ und/plus „Türkin-Sein“ („BosnierIn-Sein“, „KurdIn-Sein“ usw.) beschrieben werden kann. Nicht nur wir haben eine Wandlung durchgemacht, wir haben dabei auch die gängigen Konzepte von Nationalkultur gemeinsam transformiert, und zwar sowohl für unsere Herkunftsgesellschaften als auch für unsere „neuen Heimaten“. Deshalb kann „Britishness“ oder „Österreicher-Sein“ in post-kolonialen Zeiten und nach Massenmigration nicht mehr das bedeuten, was im 18. Jahrhundert darunter verstanden wurde. Deshalb gibt es in mehreren Ländern gleichzeitig eine breite öffentliche Debatte zu den Wandlungen und neuen Zusammensetzungen der nationalen Identität(en).

„Zwischen den Stühlen“ sitzen wir nicht, höchstens auf mehreren gleichzeitig. Und es gibt auch keinen plausiblen Grund, sich mit irgendwelchen Nischen zu begnügen. Warum die Frage der kulturellen Identität in Form eines Kampfes um kulturelle Hegemonie geführt wird, hat eben auch den Grund, daß manche nur die Luft zwischen den Stühlen bekommen und nicht auf der Couch Platz nehmen dürfen (sollen). Die gehört aber uns allen in einer demokratischen, pluralistischen Gesellschaft. Und wir erheben Anspruch auf diese Couch.





PÄDAGOGIK UND IHR DIFFERENZDISKURS EIN ZÖGERLICHER DISKURS(BEGINN)

von Vladimir Wakounig

Schon ein kurzer Blick in die sozialwissenschaftliche Literatur zeigt, daß das Stichwort „Differenz“ mittlerweile eine nicht mehr überschaubare Liste von entsprechenden Publikationen ausmacht. Das Wort „Differenz“ ist in aller Munde, und es gibt kaum noch einen Teilbereich der Sozialwissenschaften, der sich nicht dazu äußern würde.

Dieses Schlagwort ist mehr oder weniger zu einem Prüfstein geworden, an dem gemessen wird, ob der/die betreffende Wissenschaftler/in den neuesten wissenschaftlichen Diskursen folgt und sich an ihrer inhaltlichen Entwicklung auch aktiv, mit eigenen Publikationen, beteiligt. Das Thema „Differenz“ hat sich in den einzelnen Sozialwissenschaften relativ schnell etabliert, vermutlich deshalb, weil das zugehörige Feld ein sehr breites und heterogenes ist und der/die einzelne Wissenschaftler/in von unterschiedlichsten Positionen, Interessensgebieten und Bereichen aus den Anschluß dazu finden kann. Die Bedeutungsvielfalt, die sich hinter dem Begriff „Differenz“ aufbaut, tangiert sowohl die Erörterungen von Identität als auch die Auseinandersetzungen mit kulturellen, geschlechtsspezifischen, nationalen und sozialen Verschiedenheiten. Die Themenliste der Verschiedenheiten ist endlos geworden.

Umgang mit Differenz

Die Erziehungswissenschaft als sozialwissenschaftliche Disziplin hat sich diesem Thema nicht verschlossen, jedoch ist ihr Zugang dazu – im Vergleich zu manch anderer Disziplin – ein etwas zögerlicher und vorsichtiger gewesen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die Zögerlichkeit der Pädagogik hat zweifelsohne damit zu tun, daß sie u. a. als praxisbezogene Wissenschaft wesentlich an der Homogenisierung von Lernarrangements und Assimilierung bzw. Aussortierung der von der Norm abweichenden Klientel beteiligt war bzw.

noch ist. Mit einer entsprechenden Würdigung von Verhaltens- und Lebensformen, die nicht der allgemeinen Normalität entsprechen, tut sich die Pädagogik, insbesondere in der schulischen Bildungsarbeit, weiterhin schwer. Den Umgang mit Abweichungen und Unterschieden hat die Pädagogik auf ihre Art und Weise gelöst, indem sie einerseits eigene Institutionen für verschiedene Fähigkeiten, Anforderungen und Potentiale von Menschen legitimierte (beispielsweise Sonderschulen, Gymnasien) oder andererseits die Unterschiede zwischen den SchülerInnen durch sogenannte gemeinschaftsfördernde Maßnahmen, die als punktuelle Integrationsaktivitäten zu verstehen waren, kaschierte wollte.

Weil für die Pädagogik die „Idee von Homogenität als Normal- weil Idealzustand“ (Krüger-Potratz 1999: 151) unangetastet geblieben ist, sind beide pädagogischen Lösungsangebote letztendlich differenzhaltend, wobei die Unterschiede als unvereinbar gewertet werden. Diese Lösungsangebote führen aber unter institutionellen schulischen Rahmenbedingungen immer zu Hierarchisierungen und Klassifizierungen von SchülerInnengruppen, weil die Differenz als Unterschied in Fähigkeiten, Kompetenzen und Leistungsvermögen gesehen wird und durch separate Lernbedingungen weiter „gefördert“ werden soll.

Die Wahrnehmung und die *a priori*-Beurteilung von Differenzen im Sinne von „besser“ und „schlechter“ hat einen vorurteilsfreien Umgang mit Unterschieden im

pädagogischen Alltag erschwert, wenn nicht sogar verunmöglicht (vgl. Luhmann 1996: 26). Der beurteilende und normative Zugang der Pädagogik zur Verschiedenheit war bis vor kurzem im Grunde ein pejorativer, weil die Differenz als störend und nicht der Norm entsprechend wahrgenommen und abgetan wurde. Die Differenz wurde damit zum Defizit erklärt. Personen, die mit ihrem Orientierungsmuster ein differentes Verhalten zeigten, wurden zu Defizitträgern abgestempelt. Dort, wo die Pädagogik den Unterschied konstatierte, hat sie ihn sofort beurteilt und zugeordnet. Die Zuordnung bzw. die Beurteilung war keineswegs eine neutrale und unparteiische Diagnostizierung eines nicht-erwünschten Zustandes, sondern bedeutete vielmehr die Klassifizierung und somit die Abwertung von Menschen.

Pluralitätsbewußtsein

In den letzten Jahren ist im deutschsprachigen Raum (für Österreich gilt das sehr eingeschränkt) eine stärkere Hinwendung der Pädagogik zu Debatten über Differenz, Gleichheit und Pluralität zu beobachten, wobei u. a. die Migrationsbewegungen und das Faktum der multikulturellen gesellschaftlichen Realität eine entscheidende Rolle spielen. Diese „Wende“ ist die Folge eines gesteigerten Pluralitätsbewußtseins, das zum einen auf die Anerkennung der Pluralität zielt und zum anderen mit einem verändertem Verständnis von Toleranz und Demokratie korrespondiert (vgl. Welsch 1994: 37). Demnach bedeutet Toleranz Anerkennung des Dif-

ferenten, des Anderen. Demokratie beinhaltet ein Doppeltes – das Recht auf Gleichheit und das Recht auf Dissens.

Das Pluralitätsbewußtsein besagt, daß unter neuen gesellschaftlichen Bedingungen, die durch radikale multikulturelle Entwicklungen zu Gegebenheiten geworden sind, das Recht und das Pochen auf das Eigene nicht mehr unbedingt die Basis des Handelns ausmachen. Vielmehr muß eine demokratische politische Lebensform Wirklichkeit werden, in der das Heterogene, das Unterschiedliche und das Abweichende Platz und Anerkennung finden. Der Perspektivenwechsel, der Blick auf das Fremde und das Unbekannte, ist eine wesentliche Voraussetzung für eine andere Gestaltung der Realität, in der das Andere eine Perspektive der Gleichheit erhält.

Der Anstoß zu einem veränderten Umgang mit Anderssein ist in der Pädagogik von jenen Fachrichtungen gekommen, die in ihrer Parteinahme für bestimmte ausgegrenzte und diskriminierte Gruppierungen ohnehin eindeutig gewesen sind: nämlich von der Frauenforschung, der Sonderpädagogik und der Ausländerpädagogik. Zugleich sind diese Fachrichtungen auch jene gewesen, die gerade wegen ihres inhaltlichen Engagements für das Andere selbst mit gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Ausgrenzung bzw. Anerkennung zu kämpfen und sich in der „Gemeinschaft der Wissenschaften“ als gleichwertige und eigenständige Disziplinen erst zu etablieren hatten.

Die Thematisierung der kulturellen Differenz bzw. der Blick auf das Fremde und die fremde Kultur haben insbesondere innerhalb der Interkulturellen Pädagogik zum Teil zu sehr heftigen Kontroversen und Polemiken geführt (vgl. als Beispiel der Auseinandersetzung Steiner-Khamsi 1996 und Radtke 1992). Nicht wenige sehen in der Hervorhebung der Kultur und der kulturellen Lebensformen als zentrale Kategorien kultureller Differenz die Gefahr einer Ethnisierung, Rassisierung und damit einer weiteren Diskriminierung von MigrantInnen. Die Fixierung auf Kultur könnte nur bestehende Vorurteile mit rassistischen Bildern aufladen, nicht aber jene

Mechanismen abschaffen, die zu gesellschaftlichen, politischen und sozialen Benachteiligungen von Minoritäten führen. Die Betrachtung der Kultur als das wesentliche Differenzmerkmal könnte damit kaum eine stärkere gesellschaftliche Akzeptanz herstellen, sofern Macht- und Herrschaftsverhältnisse in einer multikulturellen Gesellschaft aus der kritischen Betrachtung ausgespart werden – das sind weiterhin die Argumente jener, die „Kultur“ als untaugliches Mittel in der Differenzdebatte sehen.

Kulturelle Differenz vs. Fremdheit

Diese Einwände haben zweifelsohne einiges für sich. Eine kritische Interkulturelle Pädagogik darf den Verlockungen des „kulturellen Blicks“, der sich vielfach mit Folklorisierung und Exotisierung des Fremden zufrieden gibt, in keiner Weise nachgeben. Auch der pädagogische Anspruch, kulturelle Differenzen sollten durch Kenntnisse über „andere Kulturen“ überwunden und bearbeitet sowie durch Toleranzangebote gelöst werden, greift zu kurz, weil mit dieser Position keine kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen kulturellen Hintergrund hergestellt wird. Der Gegenstand einer solchen pädagogischen Auseinandersetzung ist immer das Andere, nicht aber auch das Eigene. Beziehungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden sowie die gegenseitigen Beeinflussungen werden darin kaum thematisiert. Darüber hinaus muß man wissen, daß gerade der Prozeßcharakter von Kultur und die Mehrdeutigkeit von Kulturelementen der herkömmlichen Auffassung der schulischen Wissensvermittlung entgegenstehen, welche immer wieder von „Kultur als Gut“ spricht. Ein solches Verständnis suggeriert, daß kulturelle Differenzen trennscharf sind und die Kultur etwas Abgeschlossenes und Fertiges darstellt. Diese Interpretation von Kultur ist obsolet und bietet weder Ansätze für eine Verständigung noch für eine reflektierte Sicht des Eigenen.

Eine kritische interkulturelle Bildungsarbeit kann vermutlich für die Herstellung der Gleichheit von Menschen mehr leisten, wenn sie anstelle von „kulturellen Differenzen“ von Fremdheit als „sozialem Konstrukt“ spricht. „Kulturelle Differenzen“, die Irritationen, Ablehnungen und Aggressionen auslösen, sind demnach nur eine bestimmte Form des allgemeinen Fremdheitsphänomens, das heute ein wesentliches Strukturmerkmal der modernen Gesellschaften ausmacht (vgl. Scherr 1998: 51). Ein solcher Zugang zum Thema „(kulturelle) Differenz“ erfordert, daß sowohl Macht- und Herrschaftsverhältnisse zwischen Mehrheiten und Minderheiten als auch die Geschichte der Herstellung von Differenz in politischen und sozialen Auseinandersetzungen ein unumgängliches Thema der pädagogischen Arbeit sein müssen. Die Tatsache, daß mit dem Differenzdiskurs in der Pädagogik das Andere bzw. das Fremde kein Tabu mehr sind, gibt Hoffnung, daß auch in der pädagogischen Arbeit Homogenisierungsstrategien und Einheitsvorstellungen endgültig aufgebrochen und überwunden werden.

Literatur:

- Krüger-Potratz, Marianne:** Stichwort: Erziehungswissenschaft und kulturelle Differenz. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 1999, H. 2: 149-165
Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem und die Systeme seiner Umwelt. In: Luhmann, Niklas / Schorr, Karl Eberhard (Hg.): Zwischen System und Umwelt. Fragen an die Pädagogik. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996: 14-52
Radtke, Frank-Olaf: Multikulturalismus und Erziehung. In: Brähler, Rainer / Dudek, Peter (Hg.): Fremde-Heimat. Neuer Nationalismus versus interkulturelles Lernen. Probleme politischer Bildungsarbeit. Frankfurt/M.: IKO-Verlag 1992: 185-208
Scherr, Albert: Die Konstruktion von Fremdheit in sozialen Prozessen. In: Neue Praxis, 1998, H.1: 49-58
Steiner-Khamsi, Gita: Universalismus vor Partikularismus? Gleichheit vor Differenz? In: Wicker, Hans-Rudolf u. a. (Hg.): Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. Zürich: Seismo 1996: 353-372
Welsch, Wolfgang: Einleitung. In: Welsch, Wolfgang (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte zur Postmoderne-Diskussion. Berlin 1994: 1-43



WIDER DIE ENTPOLITISIERTE KRITIK

von Ljubomir Bratić

Kultur hat Konjunktur. Wo man nur hinschaut, überall bestimmen Texte, Bilder und Symposien die Landschaft. In Wien beschäftigte sich unlängst das Symposium „cultural touch“ mit dieser Frage – so, als ob es nicht selbst eine kulturelle Tätigkeit wäre. Die Kulturmenschen wettern in ihren Arbeiten gegen Rassismus, gegen Sexismus, gegen Sozialabbau und Unterdrückung, und nichts passiert. Die Arbeiten verbreiten sich in einer Stille, als ob es nur sie gäbe, als wenn ihr Schöpfer allein an dem kulturellen Akt des Ausstellens, an dem Aussprechen im geschützten Raum, an der Diskretion anstelle der Aktion, des Gegenangriffs, der Offensive und des Machtkampfs interessiert wäre.

Zur allgemeinen Zufriedenheit der Zentren der Macht wird ein Konsens über die Konzeptlosigkeit im Politischen konstatiert und so auch hergestellt. Alles erschöpft sich in der Kritik, als ob diese seit jeher ein Bestandteil des bestehenden kulturellen Konsens gewesen wäre, wie wenn die Aktion nichts anderes wäre als nur ein Bestandteil dieses „Kritizismus“.

Kultur ist ein Modus der Weitergabe bestimmter Inhalte an die folgenden Generationen und interessiert mich hier weniger. Mein Interesse gilt dem Hier und Jetzt, und ich werde im folgenden vielmehr über Widerstand und Politik in Österreich schreiben.

Der Spiegel und das Selbstbildnis

Die Konflikte in Österreich im ersten Jahr des dritten christlichen Millenniums sind vor allem durch die Ablehnung der ideologischen Auseinandersetzungen charakterisiert. Die eine Ideologie hat aus dem Kalten Krieg den Sieg davongetragen, und damit ist sie selbst auch untergegangen. Für die Phase, in der wir leben, werden die Definitionen erst gesucht. Es gibt nur eine kulturelle Camouflage der Kämpfe, die vor allem mittels Kommentare in den Zeitungen ausgetragen werden. Macht und Machtlosigkeit scheinen in dieser Art von Texten kein Thema zu sein. Machtkämpfe und verschleierte quasi-ideologische Auseinandersetzungen sind

nicht dasselbe. Ein Auftauchen hinter dem Spiegel, ähnlich dem Cocteau'schen Dichter, gelingt heute niemandem mehr; diejenigen, die öffentlich rezipiert werden, widerspiegeln vielmehr ihr eigenes Bild, dem Dorian Gray folgend.

Die Rolle der AktivistInnen besteht vor allem darin, zu verstehen, worum es überhaupt geht. Es ist ein Verständnis, das genau und kontextabhängig die derzeitige lokale Machtsituation analysiert.

Politik ist ein durch Temporalität bestimmter Machtkampf. Die Zeit spielt darin eine wichtige Rolle in dem Sinne (weil ein Bewußtsein von der lokalen Situation vorhanden ist), daß bestimmte aktionistische Schritte in diesem und nur in diesem Kontext durchführbar sind.

Jetzt, da die aufgebrauchte Stimmung der allgemeinen Kritik – als Ergebnis der neuen Regierung in Österreich – vorbei ist, merken wir, daß es eine Fortsetzung davon nach den kulturellen Aktivitäten gibt. Diese befindet sich genau dort, wo die Politik anfängt. Der Anspruch, die kulturelle Hegemonie herzustellen, ist nur eine intellektuelle Flucht aus der Realität. Die Kulturmenschen sind, um Franz Schuhs Worte über die Schriftsteller zu paraphrasieren, nur mit Scheinmacht ausgestattet.

Zuliefern von Argumenten

Was hat sich in Österreich in den letzten zwei Jahren ereignet? Meiner Meinung nach vor allem personelle Veränderungen, die strukturell unwichtig sind, die aber einen Aufschrei hervorriefen, weil sie mit Machtverlusten bestimmter Machtblöcke verbunden waren. Die Strategie von allen

Machtblöcken war die gleiche: Sowohl diejenigen, die die Macht weiter besaßen, als auch diejenigen, die Teile davon verloren, versuchten die Gegenseite zum Bösen – und wohl versteckt zum Opfertier – schlechthin zu stilisieren. Die einen riefen „Rassismus!“, die anderen „Bürokratie!“ und „Filz!“. Keiner wollte aber gegen die Inhalte dieser öffentlichkeitswirksamen Begriffe etwas tun. Sie kämpften um Macht und nicht um die Gleichheit. Und in diesem Kampf wurden sie von Kulturschaffenden, je nach den persönlichen Prioritäten dieser, unterstützt. Demagogie, ein nur für Haider verwendeter politischer Begriff, beherrschte insgesamt das politische Feld in Österreich. In diesem Kontext spielen die kulturschaffenden Menschen eine ganz bestimmte Rolle, nämlich jene der Zulieferer von Argumenten. Sie schaffen die Argumentationsgrundlage für die Machtkämpfe im politischen Raum.

Es hat aber auch einige andere Veränderungen gegeben, die eher struktureller Natur sind und möglicherweise zur Aktion führen werden – Aktion im Gegensatz zu bisherigen, reaktiven Verhaltensweisen. Der öffentliche Raum wird von AktivistInnen seit langem wieder selbstverständlich in Anspruch genommen, nicht rechtlich, sondern faktisch, was auf eine Richtungsänderung der sozialen Kämpfe hindeutet. Das Scheitern des linksliberalen Widerstands war in dem Moment eindeutig, in dem die Dämonisierungstaktik für die Machtverlierer nicht aufgegangen ist. Dieses Scheitern wurde von der Bewußtwerdung vieler AktivistInnen begleitet, daß es nicht um Toleranz gegenüber und auch nicht um Integration oder Assi-

milation usw. von MigrantInnen geht, sondern vor allem um gleiche Rechte für alle, und zwar hier und jetzt, in der gegebenen Zeitlichkeit der Ereignisse – ein weiterer, nicht zu unterschätzender Moment.

Netzwerke und Gleichheit

Und als Drittes kann ich anführen, daß sich der Widerstand zunehmend aktualisiert, indem er eine breite Öffnung außerhalb der Grenzen der Nationalstaaten sucht. „Gleiche Rechte für alle, und zwar überall“ ist die Fortsetzung der Initialzündung, die die Kämpfe und Spaltungen innerhalb der österreichischen Machtblöcke verursacht hat.

Die strukturellen Änderungen sind nicht als Ergebnis der Kulturalisierung und Historisierung des Protestes zu betrachten, sondern sie haben sich außerhalb der Kommentare in den offiziellen Informationsvermittelnden Einrichtungen entwickelt und weisen mittlerweile eine Netzwerkstruktur auf, deren Stärke paradoxerweise gerade die Unbeständigkeit und die wachsende Stärke der Knotenpunkte, der Arbeits- und Aktionsgruppen, darstellt.

Jetzt, wo sich die Machtblöcke wieder konsolidiert haben, ist zu erwarten, daß es einen Druck geben wird, um diese selbstorganisierten Netzwerke zu begrenzen und zu regulieren. Der Unsicherheitsfaktor, den ein Netzwerk mit sich bringt, paßt keinem Machtblock.

Der Anspruch auf Gleichheit bleibt das zentrale Element, um das sich alle minoritären Gruppierungen versammeln können. Weder die Menschenrechte noch die Werte der französischen Revolution sind es, die in den Netzwerke den Ton angeben. Es geht vor allem um pro-aktive Gleichstellung und neue „Egaliberté“.

Außer den Menschen an der Spitze hat sich also im österreichischen politischen System nicht sehr viel verändert. Der Wolf hat nur sein Fell gewechselt, um die Lämmer noch besser fangen zu können. Das Tempo der Entmachtung der Mittelklasse ist schneller geworden. Es kann aber nicht das Ziel sein, dieses Tempo zu verlangsamen, sondern die Richtung dieser Entwicklung umzudrehen. Die Entwicklung kann jedenfalls, nach allen Erfahrungen, nicht mehr ein starker Nationalstaat sein.

Die politische Struktur in Österreich hat sich nicht verändert. Die Machtblöcke revitalisieren sich zur Zeit, um die alte Politik fortzusetzen. Die Verwirrung der Kulturschaffenden (oder ist das Ernüchterung?) könnte größer nicht sein.

Politische Arbeit bilden nicht nur Machtkämpfe zwischen Machtblöcken, sondern auch Demonstrationen, eigene Zeitungen, Mailinglists, Diskussionen, Vernetzungsarbeit und vieles mehr. Opposition und politische Parteien sind nicht das gleiche. Gewalt ist nur dann ein Arzneimittel, wenn es in einer Gesellschaft eine Klasse gibt, die fähig ist, diese in Richtung der Gleichheit für alle zu reorganisieren. Das ist in Österreich momentan nicht der Fall. Daß jeder Mückenstich zur Anwendung neuer Mittel zur Bekämpfung der Mücken führt, sollte sich bis jetzt schon herumgesprochen haben.

Andererseits deuten die Diffamierung der neuen sozialen Bewegungen und die zunehmende Gewaltbereitschaft des Staates darauf hin, daß die Legitimität der Machtblöcke im Wanken ist. Jedes rationale, in Kenntnis der Verhältnisse vorgeführte Argument kann viel schmerzhafter sein als ein brennendes Fahrzeug auf der Straße in einer der Städte, wo gerade die MultiplikatorInnen der Macht Gemeinsamkeit zelebrieren.

Einige Handlungskriterien

Abschließen möchte ich mit einigen Handlungskriterien, die mir in der momentanen Situation wichtig erscheinen.

- Mache mit den für die Situation Schuldigen und deinen GegnerInnen keine gemeinsame Sache. Wenn du das machst, dann wirst du und bist du einer von denen. Vergiß nicht, daß deine Argumentationslinie immer gegen sie gerichtet ist.
- Übernimm keine Verantwortung für die

Taten der Schuldigen. Sie projizieren es gerne weiter. Nicht wir sind für die jetzige Situation verantwortlich. An der derzeitigen Situation sind sie schuld, und das soll immer und überall klar und eindeutig ausgesprochen und mit Distanzierung markiert werden.

- Glaube nicht den Kommentarschreibern; sie sind die IdeologInnen der „Anti-Ideologie“, die momentan eine Hochkonjunktur erlebt. Sie zielen auf deine Emotionen. Parteien, Gesellschaften und Menschen sind nur nach ihren konkret gelieferten Fakten, im Hinblick auf gleiche Rechte für alle, zu beurteilen; nicht nach ihren Worten oder Versprechungen.
- Die Fragen, die uns betreffen, sind allgemeiner Natur. Wir gehen ihren Spuren nur in lokalen Kontexten nach. Nicht nur eine Minorität hat das Problem, sondern dieses wird für Verschiedene unterschiedlich definiert, aber es bleibt immer gleich, nämlich das Problem der Ungleichheit.
- Der kritische Geist ist ein ständiger Begleiter der Menschen, die handeln. Jede Handlung hat einen Wert allein für sich. Suche Argumente für deine Handlungen. Emotionalität motiviert, aber kann zu schlechten Ergebnissen führen. Allein die Ergebnisse sind dauerhaft. Alles Vorherige verschwindet im Wissen kleiner Gruppen durchführender TeilnehmerInnen.
- Die Wahrheit ist jedem – auch denjenigen, die über mehr Macht verfügen – zumutbar.

Und als Abschluß, was ich fast vergessen hätte: Seid kritisch gegenüber Imperativen.)

Ljubomir Bratić ist Bundessprecher von Austrian Network Against Racism (ANAR).

„SCHWARZ IST EINE POLITISCHE IDENTITÄT“

Interview mit Araba Evelyn Johnston-Arthur über die „black community“ in Österreich, die schwarze österreichische Geschichte und den Differenz-Begriff

STIMME: Was fühlst du, wenn du die Zeitung aufschlägst und wieder einmal eine Schlagzeile über „die Ausländer“ liest?

Araba E. Johnston-Arthur: Es ist klar, daß den Medien eine sehr große Definitionsmacht zukommt, daß sie die Gesellschaft widerspiegeln und vorhandene



Rezeptionen weitergeben. Wenn sich zum Beispiel in den letzten Jahren in Österreich eine neo-rassistische Kriminalisierung von schwarzen Menschen afrikanischer Herkunft als Drogendealer abgezeichnet hat, ist das ein Bild, das von den Medien verstärkt und transportiert wurde. Die Medien reproduzieren oft das, was die Gesellschaft sehen möchte oder was sie sieht. Wenn gleichzeitig Statistiken von der Polizei vorliegen, laut denen nur 0,1% der an der Drogenkriminalität Beteiligten schwarze Menschen afrikanischer Herkunft sind, zeigt das einfach, was für ein verzerrtes Bild dargestellt wird. Ich habe gestern in einem Bericht zum ersten Mal über Markus Omofuma als „Flüchtling“ gehört; es hieß immer „der Schubhäftling“. Da ist ein sehr großer Unterschied. Ein „Schubhäftling“ impliziert, daß er ein Häftling ist usw.

In den USA sind die Afro-AmerikanerInnen die Hauptzielscheibe des Rassismus; in England sind es hauptsächlich die MigrantInnen aus den ehemaligen Kolonien. In Österreich scheinen es aber alle Minderheiten zu sein.

Alle, deren vermeintliche Herkunft nicht westlich-europäisch, deren Hautfarbe nicht weiß und deren Religion nicht christlich ist. Also alle, die als „Ausländer“ bezeichnet werden. Meine Mutter, die finnische Staatsbürgerin und blond ist, wird sicher nicht mit „Ausländer“ und „Ausländerin“ gemeint.

Du bist bereits seit Mitte der 90er Jahre aktiv im Bereich Menschenrechte und Antirassismus. Abgesehen von den eigenen biografischen Gründen, hat das vielleicht auch mit einer „Wende“ zu tun – vor allem bezüglich der „black community“?

Bezüglich der „black community“ sehe ich in den letzten Jahren eine sehr große Änderung. Als Wendepunkt in der „schwarzen“ österreichischen Geschichte betrachte ich die Nationalratswahl 1999, wo schwarze Menschen zum ersten Mal in Österreich instrumentalisiert worden sind – die Kriminalisierung schwarzer Menschen als Wahlkampfthema. Dieser Wendepunkt markiert unsere Wahrnehmung als Marginalisierte. Das ist ironisch, weil es gleichzeitig den Wendepunkt markiert, daß wir überhaupt als eine in Österreich lebende Gruppe wahrgenommen worden sind. Zuvor waren schwarze Menschen einfach nur exotische Ausnahmeerscheinungen, nicht wirklich existent – quasi von „legal aliens“ zu einer marginalisierten, kriminalisierten Gruppe. Das ist ein sehr großer Sprung. Zuvor waren die Rassismen klassisch, das heißt kolonial geprägte Rassismen. Wenn man diese Entwicklung abkürzt, vor allem auf schwarze Männer bezogen, war es sozusagen die neo-rassistische Übersetzung vom „Busneger“ zum „Drogendealer“.

In den 90er Jahren wurde auch die Organisation Pamoja gegründet. Was waren/sind ihre Haupttätigkeitsbereiche? Vor allem der Prozeß der Selbstorganisation war sehr wichtig für uns. Am Anfang ging es wirklich nur um Erfahrungsaustausch, darum, uns selbst wahrzunehmen, uns gegenseitig zu stärken, einfach aus der Isolation voneinander auszubrechen. Aus dieser Motivation haben wir dann unser Programm gestaltet. Wir haben einen „Black History Month“ im Februar 1997 organisiert und uns damit an eine Tradition in der afrikanischen Diaspora angeschlossen, in der ein Monat des Jahres – meistens Februar – der schwarzen Geschichte gewidmet wird.

Bei der Kundgebung „Keine Koalition mit dem Rassismus“ sind auch Mitglieder der Pamoja aufgetreten, um Omofuma zu gedenken.

Ja, das war für uns eine merkwürdige Situation, weil wir als „black community“ unter einer von der SPÖ geführten Regierung eine noch nie dagewesene Kriminalisierung unseres politischen Protestes gegen den Staatsrassismus erlebt hatten. Dann gab es eben die Demonstration „Keine Koalition mit dem Rassismus“ – Rassismus gleich-

gesetzt mit der FPÖ, und das war für uns eine schwierige Situation, weil wir den institutionalisierten Rassismus erlebt hatten, der kein Parteibuch kennt. Wir waren verärgert darüber, daß Rassismus einfach einer einzigen Partei zugeschrieben und nicht als gesamtgesellschaftliches Problem gehandhabt wurde und wird. Daß sich die Verantwortlichen die Hände abputzen und einfach hinter einem Etikett verstecken.

Wie kann dieser Rassismus bekämpft werden?

Wir haben vorhin von der Definitionsmacht gesprochen – ich finde diesen Punkt wichtig, er ist ein Ausgangspunkt. Aber er ist schon sehr schichtspezifisch; es handelt sich um eine Schicht, deren Welt voll von Wörtern ist, eine Welt, in der Wörter eine sehr große Rolle spielen: wie etwas definiert wird, wie etwas ausgedrückt wird. Auch ich bewege mich einfach aufgrund meiner Sozialisation in einer Welt. Aber dort, wo ich zum Beispiel jetzt tätig bin, im Gemeindebau – wenn ich dort antirassistisch arbeite, kann ich mich nicht hinstellen und über Definitionen reden. Wenn ich eine schwarze Arbeiterin wäre, hätte ich einfach nicht den Zugang zu diesen Definitionsdiskursen. Ich will Du Bois zitieren, den ich sehr schätze; er sagt zu einem seiner Schüler: „Mach am Anfang deiner Karriere nicht den Fehler, daß du Wörter mit Dingen verwechselst.“ Wörter sind nur die Namen, um die Dinge zu identifizieren; es sind aber die Dinge, die zählen. Auch wenn schwarze Menschen nicht mehr „Negro“ genannt werden, wird's noch immer das „Ding“ geben, das dahinter steht. Und er sagt am Ende: „Let's go, get the thing!“

Die „black community“ ist eine „sichtbare“ Gruppe, der es um Nichtdiskriminierung und nicht-klischeehafte Wahrnehmung geht. Wenn ich aber etwa an Lesben und Schwule denke, die politisch und sozial „sichtbar“ werden wollen, manifestieren sich da zwei entgegengesetzte Wege. Hier eine Gruppe, die aufgrund eines sichtbaren Merkmals (Hautfarbe) stigmatisiert wird, und da eine Gruppe, die sichtbar werden möchte, mit der eigenen Differenz (sexuelle Orientierung). Welche Rolle spielt für dich, in diesem Kontext, der Differenzbegriff?

Das ist ein sehr interessantes Thema, weil unsere Erfahrung stark geprägt ist von der Diskrepanz zwischen extremer Sichtbarkeit, die eine Auswirkung des Rassismus ist, und extremer Unsichtbarkeit auf einer bestimmten Ebene. Wir sind unsichtbar, wenn es etwa um Geschichte

oder um schwarze Menschen als Staatsbürger und Staatsbürgerinnen geht. Und es gibt auch diese besondere Unsichtbarkeit, daß wir Schwarze in gewisser Weise einfach nicht existieren. Das beginnt schon in der Sprache. „Schwarz“ ist hierzulande die ÖVP, sie produziert Slogans wie „Stark.Schwarz.Weiblich.“ Ich glaube, in bestimmten Kontexten wäre das nicht möglich; es wäre nicht möglich, daß die Republikaner in den USA mit „stark und schwarz“ Werbung machen könnten – weil dort schwarze Menschen präsent sind und das Wort damit eine „schwarze Geschichte“ trägt. Es gibt in Österreich Solarien, die mit „black power“ werben. Das zeigt unsere komplette Unsichtbarkeit als schwarze Menschen. Auf der anderen Seite sind wir im öffentlichen Raum durch die Kriminalisierung und sexistische Exotisierung extrem sichtbar. Was hier auch zutage tritt, ist, daß mittlerweile auch unsere Diskriminierung sichtbar wird, daß sie bis in die Mainstream-Medien vorgedrungen ist. Natürlich sind es die plakativen rassistischen Diskriminierungen, die in die Öffentlichkeit getragen werden: wenn die Polizisten auf einen Schwarzen einschlagen usw. All die subtileren Formen und, was vor allem schwarze Frauen betrifft, die Kombination von Rassismus und Sexismus – das sind Diskriminierungsmuster, die sich nicht eignen, plakativ in die Öffentlichkeit getragen zu werden.

Folgt daraus, daß es für die „black community“ wichtig ist, die Differenz in diese Bereiche zu verlagern, in denen sie „unsichtbar“ ist?

Ich spüre meine eigene Unsichtbarkeit sogar in der anti-rassistischen Szene hier sehr oft, wenn z. B. von Frauen die Rede ist und nur weiße Frauen gemeint werden. Das ordnet unsere Erfahrungen in die Erfahrung der gesamten afrikanischen Diaspora ein. Es gibt z. B. diesen berühmten Titel „All the Women are White, All the Blacks are Men, But Some of Us Are Brave“¹; oder den Buchtitel von bell hooks mit dem Ausspruch von Sojourner Truth – die als schwarze Frau für die Emanzipation gekämpft hat, noch in der Zeit der Emanzipation von der Sklaverei –, die in einer Sitzung aufgestanden ist und gesagt hat: „Ain't I a woman?“² Es sind hier Mechanismen am Werk, die in der österreichischen Situation österreich-spezifisch ablaufen, aber uns auch allgemein einordnen. In dieser Unsichtbarkeit geht es um die Unsichtbarkeit einer ganz spezifischen

Araba Evelyn Johnston-Arthur, 1974 in Wien geboren, beschloß während ihrer Schulzeit aufgrund ihrer Erfahrungen in der Schule, Afrikanistik zu studieren. Nach der Matura besuchte sie ein Jahr die University of Ghana Legon, setzte das Studium der Afrikanistik mit der Fächerkom-

Differenz, und dieses Gleichmachen bedeutet unsere Auslöschung.

„Differenz“ ist ein Begriff, der sowohl emanzipatorischen Zwecken dienen kann, als auch Ausschlußmechanismen nach sich zieht, wie etwa im neo-rassistischen Slogan „Recht auf Differenz“.

Ich habe ein Problem mit dem Festmachen der Differenz; mir geht es einfach um die Spezifizierung, um die Darlegung der speziellen Erfahrungen. Die Gleichmacherei impliziert einen gewissen imperialen Anspruch – und damit auch Gewalt. Mir geht es nicht darum, biologische Differenzen zu zementieren, sondern Unterschiede in der Erfahrung klar zu machen.

Differenz sollte also hauptsächlich auf Erfahrungen beruhen.

Für mich schon. Die Situation von schwarzen Frauen in der afrikanischen Diaspora ist eine andere als jene von weißen Frauen; es gibt nicht ohne Grund einen schwarzen Feminismus, weil er eine spezifische Erfahrung darlegt und es auch wichtig ist, diese anzuerkennen, um dann gemeinsam kämpfen zu können; Mann und Frau können nur solidarisch sein, wenn die spezifischen Diskriminierungsmuster bekannt sind. Und die sind sehr oft versteckt und bleiben versteckt, wenn die Dinge mit Gewalt gleichgemacht werden.

Bewegungen, die ihre Differenz ausformulieren und um diese Differenz herum eine Identität bilden, wurden in den letzten Jahrzehnten unter „Identitätspolitik“ subsumiert. Gilt das auch für Pamoja?

Das ist die Ausgangslage, eine ganz bewußte politische Positionierung. Wenn ich mich als „Schwarz“ definiere, handelt es sich dabei um einen politischen Begriff und nicht um einen biologischen. Durch diese Definition solidarisiere ich mich mit zwei Drittel der Weltbevölkerung, deren Hautfarbe nicht weiß, deren Herkunft nicht westlich-europäisch und deren Religion nicht christlich ist. Als schwarze Menschen afrikanischer Herkunft sind wir alle – jeder und jede von uns – aufgrund unserer Erfahrung hier individuell gezwungen, uns mit der Inferiorisierung unserer Existenz auseinanderzusetzen und eigene Antworten zu finden – das ist der individuelle Überlebenskampf. Sich darüber hinaus zu solidarisieren, bedeutet eine politische Positionierung.

bination Politikwissenschaft, Soziologie und Jus in Wien fort; es folgte ein Austauschjahr in London, an der School for African Studies. Nach ihrer Rückkehr wurde sie Mitbegründerin von Pamoja – Bewegung der jungen Afrikanischen Diaspora in Österreich. Sie arbeitet in Frauen Aktiv,

Es geht also nicht um kulturell oder biologisch verfaßte Identitäten.

Genau, das ist der Hauptpunkt. Nehmen wir z. B. den Begriff „Schwarz“, wie er sich in Südafrika entwickelt hat. Es gab dort eine Abstufung von verschiedenen Menschen, wie „colored people“, „Asian people“ etc. Durch die gemeinsame Definierung als „Schwarz“ wurde es möglich, gemeinsam gegen Apartheid zu kämpfen, sich zu solidarisieren und nicht dem „Teile und herrsche“ der Mächtigen nachzugeben. Dasselbe sieht man in England, wo „Schwarz“ als politischer Kampfbegriff von



allen verwendet wird, die rassistisch diskriminiert werden. Es ist wichtig, für die deutschsprachige Situation zu definieren, wer politisch schwarz ist. Es gibt beispielsweise einen Sammelband mit dem Titel „Schwarze Frauen dieser Welt“, in dem auch türkische, jüdische und schwarze Frauen afrikanischer Herkunft schreiben. Türken und Türkinnen wären in der britischen Situation nicht unbedingt „black“. In Österreich und Deutschland aber schon. Das entscheidende Moment ist, daß ein Gesamtzusammenhang erkannt wird und eine Solidarisierung einsetzt.

Interview: Hakan Gürses

¹ Gloria T. Hull / Patricia Bell Scott / Barbara Smith (eds.): All the Women are White, All the Blacks are Men, But Some of Us Are Brave: Black Women's Studies. The Feminist Press at The City University of New York, NY 1982 (Anm. d. Red.).

² Das 1981 erschienene Buch der afro-amerikanischen Philosophin und Literaturwissenschaftlerin bell hooks trägt den Titel „Ain't I a Woman: Black Women and Feminism“. Sojourner Truth (1797-1883) hielt ihre berühmte Rede „Ain't I a Woman?“ im Jahr 1851 in „Women's Convention“ in Akron/Ohio (Anm. der Red.).

einer Einrichtung der Wiener Jugendzentren der Stadt Wien.

Ihre wissenschaftlichen Interessensgebiete sind die afrikanische Diaspora in Österreich und die schwarze österreichische Geschichte, worüber sie auch derzeit ihre Diplomarbeit schreibt.

SPRECHEN UND HANDELN

von Hakan Gürses

In Österreich aus der Bibel zu zitieren bedeutet zwar, Eulen nach Athen zu tragen. Aber gerade in einem Kontext, der viel auch mit dem Christsein in einem moralischen Sinne zu tun hat, sei mir diese Ungebührlichkeit gestattet.

Im Buch Genesis, im ersten Text des Alten Testaments, steht gleich am Beginn zu lesen: „Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht.“ Diese Stelle ist m. E. eines der besten und wohl ältesten Beispiele für die *ausführende* Rolle der Sprache. Gott spricht, und was er spricht, wird. Es wird, indem Gott spricht.

Natürlich handelt es sich im Buch Genesis um die unvergleichliche Macht Gottes, die mit der Aussprache die Welt werden läßt. Diese Macht ist nicht menschlich. Aber wir wissen, daß das Wort „sprechen“ an der nämlichen Stelle – oder sonstwo in den heiligen Texten – letztlich eine menschliche Metapher darstellt, zumal sich die Menschen in jeder beliebigen Religion ihren Gott in menschlichen Zügen vorgestellt und ihn in menschliche Begriffe gekleidet haben. Hätte jedoch das menschliche Sprechen nicht selbst die Kraft, das Gesprochene während des Aussprechens gleichsam *auszuführen*, hätten die Menschen in ihren Metaphern Gottes Wort wohl nicht mit dieser Macht ausstatten können.

Sprechen als Handeln

Wenn Goethes Doktor Faust während der Übersetzung des Johannes-Evangeliums bereits beim ersten Satz stockt, rührt dies von einer wichtigen Erkenntnis her: „Ich kann das *Wort* so hoch unmöglich schätzen“, ruft er und fragt: „Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft? / Es sollte stehen: Im Anfang war die *Kraft!*“ Er bleibt aber nicht dabei, denn nicht allein die potentielle Kraft des Wortes ist es, wovon im Evangelium und im Buch Genesis berichtet wird. Es ist eine Handlung, die Gott mit dem Wort ausführt; deshalb schreibt Faust: „Im Anfang war die *Tat!*“

Damit spaltet er allerdings eine Ganzheit in zwei entgegengesetzte Einheiten: Sinn *oder* Kraft, Wort *oder* Tat, Sprechen *oder* Handeln. Auch der moderne Hausverstand nimmt an, daß wir entweder sprechen oder handeln, und nicht beides gleichzeitig. Nicht selten wird der Gegensatz zwischen dem Gesagten und Getanen beklagt, und in diesen entgegengesetzten Kategorien denken wir gemeinhin über die Politik nach: Hier ist ein Politiker, der zu seinem Wort steht, dort ein Demagoge, der Wasser predigt und Wein trinkt. Oft hört man in politischen Krisenfällen, über das anstehende Thema werde zuwenig öffentlich gesprochen; die Diskussion darüber, so die gängige Meinung, würde die unerwünschten Handlungen bereits im Keim ersticken.

Das erinnert an den Satz, der in den US-amerikanischen Filmen als populär-psychoanalytische Krisenintervention unter Laien zirkuliert: „Willst du darüber reden?“ Denn wenn „darüber“ geredet wird, können eventuelle Zornausbrüche bzw. Amokläufe verhindert werden, die in jenen Filmen zur Tagesordnung gehören. Und der moderne Hausverstand meint auch umgekehrt, daß rechtzeitiges Handeln das Sprechen überflüssig machen würde: „Hätte die alte Regierung nicht diesen Schuldenberg hinterlassen, würden wir heute nicht hier sitzen und darüber reden“ etc. Also: Handeln oder Sprechen.

Doch irrt der Hausverstand, der sonst mit seinen Vermutungen über Politik gar nicht so schlecht liegt, in dieser Causa. Das Sprechen diene in keiner Zeit dem bloßen Beschreiben einer Sachlage oder dem Ausdruck eines Wunsches. Die sprachwissenschaftlichen und analytisch-philosophischen Theorien haben aufgezeigt, daß Sprechen immer auch ein Ausführen ist – auszuführen, was gesagt wird, oder etwas auszuführen, indem es gesagt wird. Mit anderen Worten: Wort ist Tat. Sprechen ist Handeln.

Dieses Handeln kann sich an den *Effekten* des Gesagten zeigen, wenn ich beispielsweise mit dem Satz „Die FPÖ ist eine demokratische Partei“ jemanden überzeuge, abschrecke oder zu einer weiteren Aussage verleite (und dadurch wahrscheinlich eine ganze Reihe von rechtlichen Klagen vom Zaun breche). Es kann aber ein Ausführen sein in dem Moment und dadurch, daß etwas gesagt wird – wenn etwa ein FPÖ-Politiker beteuert: „Ich verspreche euch, daß wir in zwei Jahren das Nulldefizit erreichen werden.“ Denn bereits mit dem Versprechen wird eine Handlung ausgeführt. (Ob und wann der Inhalt des Versprechens eingelöst wird, steht auf einem anderen Blatt.)

Diese *Performativität* der Sprache, die in sprachphilosophischen und linguistischen Theorien ausgearbeitet wurde und wofür die biblische Erzählung von der Entstehung der Welt eine gute Analogie bildet – diese Performativität ist keineswegs ein rein philosophisches oder theologisches Thema mehr, wenn wir unseren Blick im folgenden auf einen anderen Bereich wenden.

Rede über „Fremde“

Anfang der 90er Jahre trat in den öffentlichen politischen Diskussionen – wie immer zuerst in Deutschland und

dann in Österreich – das Thema „Fremde“ auf. Die erwartete „Migrationswelle“ aus den ehemaligen sozialistischen Ländern einerseits, die von Neo-Nazis verübten Anschläge auf Asylantenheime in Deutschland andererseits waren u. a. dafür ausschlaggebend. In Deutschland wurde im Zuge dieser Brandstiftungen über die „Doppelstaatsbürgerschaft“ laut nachgedacht – als eine Maßnahme, die den „Ausländern“ die Annahme der deutschen Staatsangehörigkeit schmackhaft machen sollte. (Hier ist kein Platz, über die vermeintliche kausale Beziehung zwischen neo-nazistischen Anschlägen und dieser „Maßnahme“ nachzudenken.) Gleichzeitig wurde über die zerrütteten Familienstrukturen der TäterInnen gesprochen, und darüber, daß „wir“ die Ängste der Bevölkerung vor einer allfälligen Migrationswelle und vor der drohenden kulturellen Überfremdung ernst nehmen sollten. In Österreich verliefen diese öffentlichen Diskussionen nicht viel anders, vielleicht nur mit dem populistisch-patriotischen Zusatz, „der Österreicher“ sei immer schon hilfsbereit gegenüber den Hilfesuchenden gewesen, siehe ungarische Flüchtlinge 1956 etc.

Natürlich wurde dieser Gesprächsstoff mit der thematischen Achse „Fremde“ nicht erst in den 90er Jahren von der Realpolitik bzw. von den Medien erfunden; doch markiert jene Zeit eine Wende: Das Thema „Fremde“ wird von einer bestenfalls wissenschaftlich im Detail abzuhandelnden, medial hingegen eher bedingt verwertbaren Marginalität zu einem der zentralen „Probleme“ der Politik, der Medien und der Sozialwissenschaften.

Die diesbezügliche Rolle der FPÖ in Österreich, der Republikaner und anderer rechter Parteien in Deutschland ist hinlänglich bekannt. Was mir an dieser Wende als besonders bedeutsam erscheint, ist die damit stärker einsetzende *performative* Funktion der öffentlichen Rede in Sachen Migration. Spätestens seit Anfang der 90er Jahre wurde das Sprechen über die „Fremden“ zu einem gleichzeitigen Handeln, und zwar sowohl bezüglich der Effekte dieser Rede als auch in dem Sinne, daß die Rede ihren Inhalt zum Teil erst selbst hervorbrachte.

Nehmen wir das banale, doch vielsagende Beispiel von den „im Hinterhof Hammel bratenden Ausländern“. Ich weiß nicht, wann diese Floskel das erste Mal

gebraucht wurde und welchem krank-kreativen Hirn sie entglitten ist (eine Untersuchung ihrer „Genealogie“ wäre keineswegs verlorene Zeit). Dieses stereotypisierende Bild der im Reigen um ein totes Tier stehenden und jeden Winkel der städtischen Zivilisation in einen Naturzustand verwandelnden Fremden wurde jedenfalls zum untrennbaren Bestandteil der öffentlichen Wahrnehmung von MigrantInnen aus der Türkei. Ob es nun am Stammtisch als erschreckendes Abbild der Fremdheit verbreitet oder aber mit einem ironischen Lächeln abgetan und in Zeitungskommentaren berichtet wird – es wird die Einbildung der Österreicherinnen und Österreicher sicher noch mindestens eine Generation lang schmücken, so wie seinerzeit der „katzlmachende Italiener“ oder der „ziegelbrennende Böhme“.

Nehmen wir ein ernsthafteres sprachliches Produkt: die mittlerweile sprichwörtliche *Armut* der „Ausländer“. Zweifelsohne als Argument gegen xenophobe Äußerungen und als Forderung nach mehr Toleranz für zugewanderte ArbeitnehmerInnen formuliert, ist die „Armut der Ausländer“ eine sprachliche Performanz, die eine zweischneidige Zu- und Festschreibung darstellt. Denn erstens beschwört Armut nicht nur das Gefühl von Mitleid und Hilfsbereitschaft, sondern auch Haß und Feindlichkeit. Die „Armen“ sind auf eine besondere Weise immer auch die „Anderen“, und es sollte nicht in Vergessenheit geraten, daß eine der frühesten Formen des Rassismus ein klassenbezogener „Kastenrassismus“ war. Zweitens ist die Belegung von Menschen mit unterschiedlichsten Lebensgeschichten, Schichtzugehörigkeiten, Bildungsweg etc. mit einer inferiorisierenden gemeinsamen Eigenschaft (Armut) eine klare Form von Stigmatisierung. Und drittens wird mit diesem öffentlichen Bild die „Toleranz“ für MigrantInnen an die Bedingung geknüpft, daß sie arm sind, folglich auch stets arm sein *müssen*.

Sprechen oder Handeln

Nehmen wir schließlich das Wort „Ausländer“ selbst. Was ist eigentlich ein „Ausländer“? Ein Mensch, der die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzt? Keineswegs, denn dann hätte man auch die Deutschen, die EngländerInnen, die AmerikanerInnen etc. mit diesem Begriff gemeint. Manchmal wird das auch getan; aber wenn im Kontext der Migra-

tion von „Ausländern“ die Rede ist – und es ist seit über einem Jahrzehnt viel zu oft von ihnen die Rede –, dann meint man damit eine bestimmte Gruppe von Menschen, die – auch jetzt merke ich, daß diese Menschen keine verbindliche Gemeinsamkeit für eine Definition aufweisen. Herkunftsland? Türkei und ehemaliges Jugoslawien lassen wir durchgehen – aber was ist mit AfrikanerInnen? Niemand will wissen, woher sie kommen, und trotzdem sind sie „Ausländer“. Also Hautfarbe? Nein, denn die meisten MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien oder der Türkei haben dieselbe Hautfarbe wie die „Inländer“. Außerdem gilt der Begriff „Ausländer“ ohne weiteres auch für Menschen mit österreichischer Staatsbürgerschaft, aber mit einem „anderen ethnischen Background“.

„Ausländer“ ist ein performatives Wort, das seinen inhaltlichen Bezug (seine Referenz) mit sich gebracht und in die Welt der „realen Dinge“ eingeführt hat. Und das Problem dabei ist, daß wir noch zehntausendmal wissenschaftlich und in aufklärerisch-pädagogischer Eindeutigkeit die Nichtexistenz dieser vermeintlichen Gruppe belegen können. Dennoch wird dieses Wort weiterhin die Referenz beschwören, die wissenschaftlich betrachtet ein Ding der Unmöglichkeit, im besten Fall ein soziales Konstrukt sein soll.

Sprechen ist Handeln. Und das gilt vor allem für das Politische. Die Rede über die MigrantInnen, aber auch über Lesben und Schwule, Behinderte, Volksgruppen, religiöse Minderheiten ... handelt mit Bedeutungen, beschreibt Probleme, formuliert Fragen und drückt Wünsche aus – insofern ist sie eine Kommunikation über etwas Bestehendes. Aber sie ist zugleich eine Rede über etwas, das sie selbst hervorbringt.

Was können wir aus dieser Erkenntnis schließen? Soll nun nicht mehr über das weltweit zu beobachtende gesellschaftliche Phänomen Migration diskutiert werden, weil eine solche Rede soziale Konstrukte nach sich zieht? Ist das

nicht eine zu undifferenzierte Forderung? Macht es nicht einen großen Unterschied, wer darüber spricht? Der politische Wunsch aller Minderheiten, nicht stets der Gegenstand einer paternalistischen Rede zu sein, sondern als sprechende (mitbestimmende, die eigenen Anliegen selbst formulierende) Subjekte wahrgenommen zu werden, legt die Relevanz dieser Frage nahe. (Selbst-)Repräsentation ist und bleibt eine der wichtigsten Komponenten moderner Politik in pluralistischen Demokratien.

Das Subjekt der Rede kann aber die Performativität der Sprache nicht beliebig beeinflussen oder gar abschaffen. Daß hier der/die „Betroffene“ spricht, besagt nicht von vornherein, daß seine/ihre Rede auch vor der Produktion und Reproduktion der sprachlichen Konstrukte gefeit ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß die „Subjekte“, mit denen sich die Minderheiten identifizieren, ebenso sprachlich-performative Konstrukte sind und zu meist auf Fremdzuschreibungen beruhen.

Für die politische Arbeit der Minderheiten ist die performative Rolle der Sprache dennoch von größter Bedeutung: sowohl als Teil ihrer Kritik an der öffentlichen „Rede über Minderheiten“ als auch als ein Schauplatz ihrer politischen Anstrengungen für Anerkennung und Gleichbehandlung. Mag sein, daß menschliches Sprechen nicht jene göttliche Macht hat, eine neue Welt zu schaffen. Es ist aber mächtig genug, Minderheiten in der öffentlichen Wahrnehmung zu verorten. Allein aus diesem Grund ist es unerlässlich, die tätige Seite des Sprechens sichtbar zu machen und eigene sprachliche Strategien zu entwerfen.



Thema-Fotos: Mehmet Emir

„EIN ÖSTERREICHISCHER PASS KOMMT FÜR MICH NICHT IN FRAGE“

EIN GESPRÄCH ÜBER FRAUEN, RELIGION UND POLITIK MIT ÖSTERREICHS ERSTER RABBINERIN EVELINE GOODMAN-THAU

von Elisabeth Malleier

Elisabeth Malleier: Sie haben kürzlich die geistliche Leitung der jüdisch-liberalen Gemeinde in Wien *Or Chadash* übernommen. Wie ist Ihr Eindruck von Wien, von Ihrer Gemeinde?

Eveline Goodman-Thau: Die Sachen in Wien laufen für mich auf vielen Ebenen. Da ist die Ebene, daß ich in Wien geboren bin und als Vierjährige mit meinen Eltern flüchten mußte. Mein Vater ging sofort nach dem Anschluß nach Holland, er hatte in Wien eine Bank, und die Leute, die ihm Geld schuldig waren, wollten ihn nach Dachau verschleppen. Wir sind dann am 31. Dezember 1938, dem letzten Tag bevor unser Paß abließ, über die Grenze gefahren. Ich habe Wien später einige Male besucht, aber ich habe nie gedacht, daß ich einmal hier im 2. Bezirk wohnen werde, zwei Straßen entfernt von der früheren Wohnung meiner Großmutter. Die Räumlichkeiten der *Or Chadash* sind in der Nähe vom Karmelitermarkt. Dieser Name, Karmelitermarkt, ist immer herumgeschwirrt, wenn die Flüchtlinge in Holland miteinander gesprochen haben. Eine Tante hatte ein kleines Geschäft in der Taborstraße, eine andere in der Mariahilfer Straße. Meine Eltern haben im 2. Bezirk im Polnischen Tempel, der dann zerstört wurde, geheiratet und in der Seitenstettengasse, gebetet. Das heißt, ich komme nach 60 Jahren an einen Ort zurück, wo die Straßennamen, selbst die Straßenschilder noch dieselben sind, aber die Menschen sind nicht da. Das ist alles sehr unheimlich. Aber ich denke, irgendwo hat es auch eine Bedeutung für diese Gemeinde, die Erneuerung sucht.



Foto: Magdalena Blaszcuk

Was war der Anlaß für Sie, wieder nach Wien zu kommen?

Ich bin Professorin für jüdische Religions- und Geistesgeschichte, und die Tatsache, daß ich hier Rabbinerin geworden bin, hat mit einer Anfrage aus Wien zu tun. Die Gemeinde hat auf einer Tagung der Europäischen Vereinigung für Progressives Judentum einen Vortrag von mir gehört und mich dann gefragt, ob ich nach Wien kommen möchte. Ich selber bin orthodox, nenne mich aber eine unorthodoxe orthodoxe Frau. Ich nenne mich auch nicht Feministin, sondern ein jüdischer Mensch. Das Wort „Adam“ steht ja nicht nur für Mann, sondern für Mann und Frau. Für mich steht nicht so sehr die Frage, ob ich anerkannt werde, oder sie steht nicht im Mittelpunkt, die Anerkennung kommt mit der Praxis. Viel wichtiger ist für mich die Bereitschaft, Verantwortung für die Tradition zu übernehmen, ob ich neue Formen in der Religion und in der Gesellschaft vertreten und leben kann und dem gerecht werden kann, was ich als Jüdin erlebt habe.

Entspricht die Richtung des progressiven Judentums dem, was in Amerika „Reconstructionist Judaism“ ist?

Nicht ganz. Die Entwicklungen sind in Europa, den USA und in Israel natürlich verschieden. Die bedeutendsten Strömungen heute sind die Orthodoxie, das konservative Judentum und das Reformjudentum, das in England und Holland als liberales Judentum bezeichnet wird. Die Schriftauslegung im Judentum ist offen gelassen, daraus resultieren die verschiedenen Praxen. Die Praxis war nie monolithisch, sondern vielfältig, aus ihr entstanden die Gesetze. Das Wichtige für ein Volk in der Diaspora war der Konsens. Die Gemeinde hatte eine Führung, aber die Führung mußte sich auch auf die Gemeinde verlassen können. Der Konsens war dabei wichtiger als das Rabbinat.

In den verschiedenen Strömungen gibt es ja auch sehr unterschiedliche Vorstellungen von der Aufgabe eines Rabbiners/einer Rabbinerin als eine mehr autoritäre oder eher begleitende und beratende Figur.

Genau, in der Orthodoxie überläßt man bestimmte Entscheidungen Experten, das sind dann z. B. in Israel Rabbiner, die beim Rabbinat angestellt sind. Es gibt aber auch ganz viele Gemeinden, die einen Rabbiner haben, der für das Gebet zuständig ist und weiter keine Funktion hat.

Ich lebe ja seit 1956 auch in Israel und habe in Jerusalem und an verschiedenen Universitäten in Europa und den USA gelehrt. Ich wollte aber nicht nur wissenschaftlich, sondern auch religiös anerkannt sein. Um das Rabbinat zu erhalten, habe ich einen orthodoxen Rabbiner suchen müssen, der mir die Privatordination verliehen hat. Das klassische Modell ist, daß ein Rabbiner den anderen ordiniert, die institutionelle Ordination ist erst viel später gekommen. Das Reformjudentum hat Ende des 19. Jahrhunderts beschlossen, daß Frauen ordiniert werden können. Es hat dann aber fast 100 Jahre gedauert, bis eine Frau, Sally Preisand, ordiniert wurde. Es ist ein kulturelles Problem, ob Frauen innerhalb der Religion eine Funktion haben. In der Bibel steht zwischen Gott und Mann die Frau. Wenn man nicht weiß, wie's weitergeht, ist sie die Vermittlerin, die Retterin; die Frauen retten Moses, sie sind Initiatorinnen, sie benennen die Söhne nach ihren Gottesbeziehungen. Die Tradition drehte es um, dort steht nicht die Frau zwischen Gott und Mann, sondern der Mann zwischen Gott und Frau. Institutionalisierte Religion bedeutet in diesem Sinn, daß Männer sich zu den alleinigen Verantwortlichen für die Gottesbeziehung gemacht haben. Wofür ich kämpfe, ist, daß wir Frauen in der Religion keine gespaltenen Identitäten haben, wo es nicht heißt: In der Religion bin ich wie ein Kind oder ein Tor, und an der Universität bin ich eine Gelehrte. Was soll das?! Das ist doch Unsinn!

Blue Greenberg, eine bekannte orthodox-jüdische Wissenschaftlerin, hat sich die Frage gestellt: „Is Feminism good for Judaism?“. Wie würden Sie diese Frage beantworten?

Ich denke, Feminismus ist sehr gut für das Judentum. Soloveitschik¹ hat das sehr gut formuliert, er zitierte die Sprüche Salomons, in denen es heißt: „Höre auf die Lehre deines Vaters, aber laß nicht ab von der Lehre deiner Mutter.“ Ich seh dieses „laß nicht ab“ wie eine Nabelschnur, als etwas, das Kontinuität erzeugt. Soloveitschik führt es dann am Beispiel des Sabbath aus, er sagt, vom Vater habe er gelernt, den Sabbath zu gestalten, und von der Mutter, den Sabbath zu leben. Diese innere Dimension finde ich sehr wichtig, und die fehlt oft, wenn nur die äußeren Regeln eingehalten werden. Lehre und Leben sind nicht mehr zusammen, Akademie und Rabbinertum sind nicht mehr

zusammen; gerade hier in Wien, wo es diese Tradition gegeben hat, ist es wichtig, das wieder zu beleben.

Frauen wurden bisher allerdings gerade auch mit dem Hinweis, daß sie fürs Gefühl, für die Innerlichkeit zuständig sind, aus der institutionellen Religion draußen gehalten.

Mit der bisherigen Arbeitsaufteilung in der religiösen Identität sind beide Geschlechter gefährdet, sowohl Männer als auch Frauen. Wir sind in der Moderne erst dann angekommen, wenn sich beide von diesen Strukturen befreien können.

Wie schwierig ist es für Sie, sich in Österreich als jüdische Frau zu verstehen und zu behaupten? Ich meine das im Sinne einer Konfrontation mit zum Teil antisemitischen Fremdbezeichnungen einerseits und einem Selbstentwurf andererseits.

Ich möchte da in einem weiteren Sinn antworten. Es gibt die These von der Mehrheitskultur und einer kritischen Masse. Die große Herausforderung des Westens wird sein, wie man mit sogenannten Minderheiten umgeht. Das wird vom kulturellen Kontext bestimmt, gerade Mitteleuropa

ist ein Beispiel dafür, daß Minderheiten auch Mehrheiten waren. Als Jude war man besonders, nicht weil man sich an der sogenannten Mehrheit gemessen hat, sondern an der großen Tradition des Judentums. Ich bin stolz darauf, Jüdin zu sein, aber ich würde es mir verbitten, wenn z. B. jemand zu mir sagen würde: Sie sind Jüdin und daher nicht wirklich Österreicherin. Ich bin keine Österreicherin, weil meine Eltern den Paß zurückgegeben haben. Ich bin Holländerin, und ich würde heute, obwohl ich ohne Schwierigkeiten den österreichischen Paß bekommen würde, diesen Paß nicht annehmen. Mit der Geschichte, die ich in diesem Land erlebt habe, würdige ich einen solchen Paß nicht. Nicht weil sich nichts geändert hat, es hat sich vieles geändert. Es ist eine Frage der Ehre, den Paß, den meine Eltern zurückgegeben haben und den viele Leute nicht mehr haben wollen, nicht anzunehmen. Ich kann mir das geistig und existentiell nicht leisten. Er kommt für mich nicht in Frage. Damals war ich plötzlich keine Österreicherin mehr, ich war Jüdin. Dieser Haider jetzt ist nicht nur abzulehnen, weil er antisemitisch ist, sondern weil er gegen alles ist, wofür ein demokratisches Nachkriegsösterreich steht: Gleich-

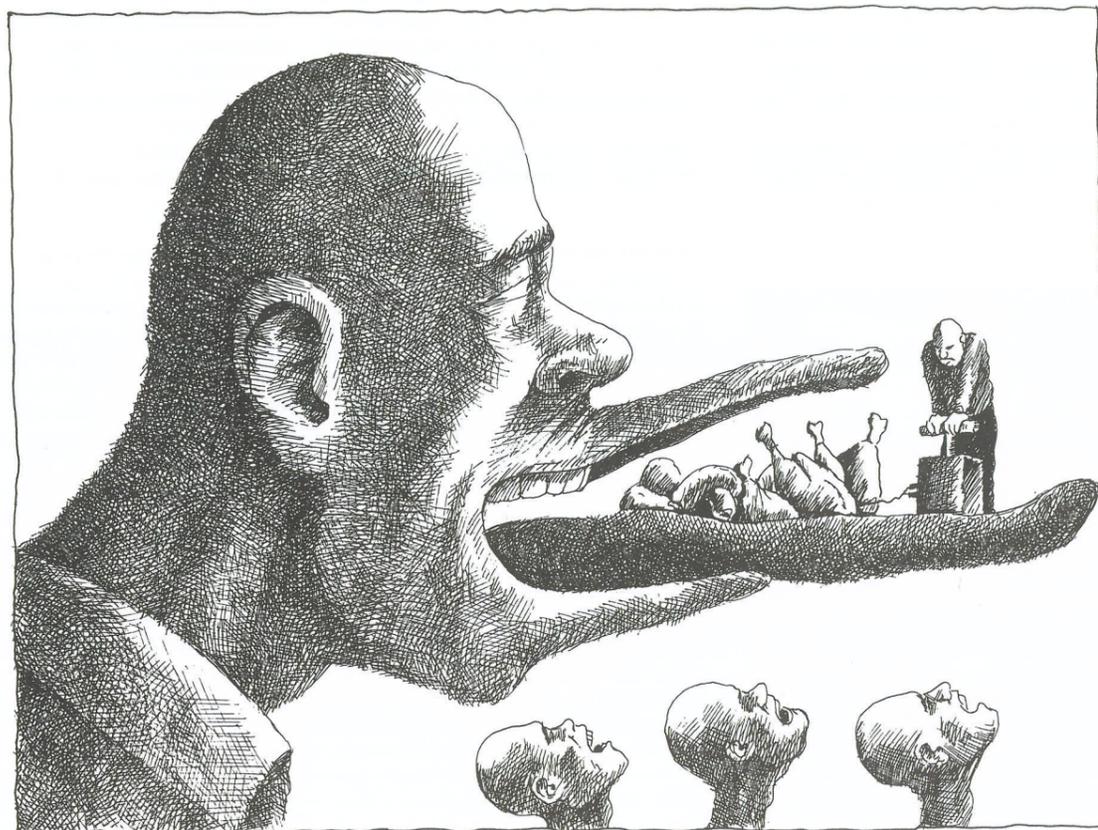
berechtigung, Entschädigung; man muß gestohlenen Eigentum zurückgeben und der nächsten Generation erlauben, ein größeres historisches Bewußtsein zu entwickeln. Ein Beispiel dazu: Ich habe mit einem Psychoanalytiker gesprochen, der in den 60er Jahren hier geboren ist. Als ich ihm sagte, daß hier im 2. Bezirk vor dem Krieg in jedem zweiten Haus eine jüdische Familie gewohnt hat, sagte er, das hätte er nicht gewußt. Da bin ich wütend geworden und hab ihn gefragt: Muß ich jetzt nach Wien kommen, um Ihnen den 2. Bezirk vorzustellen? Er ist rot geworden, und mir kam plötzlich folgender Satz: Ich habe hier nichts zu suchen! Das ist dreideutig, es heißt: Ich weiß was hier ist, ich brauche es nicht zu suchen. Es beinhaltet auch den Ausdruck: Sie haben hier nichts zu suchen. Und als Drittes die Frage, ob ich nicht vielleicht doch etwas hier zu suchen habe, was ich verloren habe, als Jüdin.

Elisabeth Malleier ist Historikerin und schrieb ihre Dissertation zum Thema „Jüdische Frauen in Wien (1816-1938)“.

¹ Joseph Soloveitschik: geistiger Führer der amerikanischen Neuorthodoxie, geb. 1903 in Polen.

Andreas Ohrenschall

cartoon



EUROPRIDE 2001: WIEN IST ANDERS?

von Monika Roidmayr

1927 sah das Boulevardblatt „Die Wiener Nachtwelt“ das Abendland gefährdet: Eines Tages werde die Ringstraße noch „ganz für die Warmen“ reserviert werden, stand da geschrieben. Anlaß für den homosexuellenfeindlichen Ausritt war die – eingebildete oder tatsächliche – Teilnahme Schwuler an einer sozialdemokratischen 1.-Mai-Demonstration.

Diese Utopie (für die Zeitung war es mehr eine Distopie) der *Wiener Nachtwelt* ist mit der in diesem Jahr schon zum sechsten Mal in Wien veranstalteten Regenbogenparade (Christopher Street Parade¹) Realität geworden. Die Jahre dazwischen waren und sind für die Homosexuellen-Bewegung von einem Kampf für Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Liebe in der Gesellschaft gekennzeichnet. Wenn man sich die politische Situation in Österreich vor Augen führt, wird deutlich, daß sich die Lage zumindest in den nächsten drei Jahren nicht wesentlich verändern wird.

Wien ist anders

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schreibt in Bezug auf den Paragraphen 209 des Strafgesetzbuches in Österreich: „Das Land ist somit das letzte in Europa, das eine Diskriminierung homosexueller Beziehungen betreibt. Vor kurzem setzte immerhin ein Umdenken ein: Das Oberlandesgericht Innsbruck, ausgerechnet im heiligen Land Tirol, hat im Mai ein Verfahren nach Paragraph 209 wegen Bedenken des Verstoßes dieses Paragraphen gegen die Europäische Menschenrechtskonvention unterbrochen und zur Prüfung an den Verfassungsgerichtshof weitergeleitet. Traurig, daß die Justiz früher Einsehen hat als der Gesetzgeber.“²

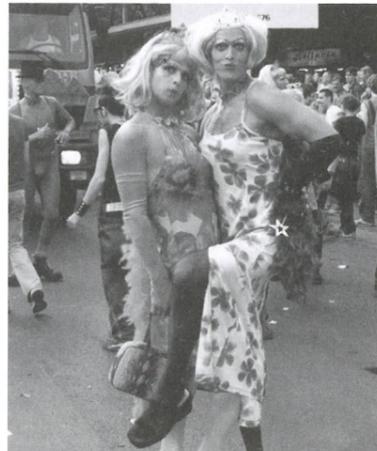
Wien ist also „anders“, zumindest im Zusammenhang mit der Nicht-Aufhebung menschenverachtender Gesetze im Gegensatz zum Rest von Europa. Und da Wien anders ist, nimmt der Bürgermeister Michael Häupl gerne die Schirmherrschaft über *Europride*, dem europäischen Festival des homosexuellen Selbstbewußtseins, hat jedoch „aus Termingründen“ keine Zeit, an der Eröffnung teilzunehmen.

Bei der Finanzierung sah es eher schlecht aus. Die *Europride*-OrganisatorInnen kämpften um jeden Alpendollar und wurden gerade so weit unterstützt, daß es „zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben“ war. „In Stockholm, Paris oder Berlin waren finanzielle und repräsentative Unterstützung keine Frage“, sagt Veit Georg Schmidt, Präsident des Regenbogenparadenvereins *Christopher Street Day* (CSD). Dennoch ließen sich die VeranstalterInnen nicht entmutigen, und somit flatterte im ganzen Juni die Regenbogenfahne, das Symbol der weltumspannenden Homosexuellengemeinschaft, vom Donauturm in Wien im Rahmen der heuer erstmals in Wien stattfindenden *Europride*. Seit dem ersten Mal, 1992 in London, macht das Festival der Schwulen und Lesben Station in verschiedenen europäischen Städten.

Grenzen durchbrechen

Im gesamten Juni lief in Wien eine Vielfalt von Veranstaltungen ab, die die breite Öffentlichkeit auf die Probleme, Anliegen und Forderungen von Homosexuellen aufmerksam machen sollte. Höhepunkt war am 30. Juni die Regenbogenparade, die wie immer über die Ringstraße zog.

„Mit *Europride 2001* wollen wir uns darin bestärken, daß wir unter keinen Umständen von uns erkämpfte Rechte und eine lebendige Kultur aufgeben werden“, sagt Schmidt. „Zu dieser Kultur gehört die Selbstverständlichkeit, schwul oder lesbisch zu leben und dies auch sichtbar zu machen.“ *Europride* verbindet also die europäische Idee mit dem stolzen Selbstbewußtsein der *community*. Das Ziel von *Europride* ist, die Grenzen zu durchbrechen. Zunächst waren und sind hiermit die Grenzen von Ländern und Staaten gemeint, die die Menschen Europas in ihrer Freiheit und Freizügigkeit beschränken. All diese Grenzen, die zu nichts anderem dienen, als Menschen ein fremdbestimmtes



Leben aufzunutzen, gilt es niederzureißen – und hierfür steht die europäische Dimension der lesbisch-schwulen und TransGender-*community*. Mit *Europride* verweisen die VeranstalterInnen auf einen weiteren Anspruch, nicht nur für das Ende von Benachteiligung und Diskriminierung einzutreten, sondern beim Aufbau einer modernen, offenen und freien Gesellschaft in ganz Europa mitzuwirken. Leider gibt es bis jetzt nur in Europa mit *Europride* Schritte nach vorne, weltweit scheint die Situation für Homosexuelle jedoch unverändert.

Zerstörung einer Ausstellung

Daß allerdings die *Europride* in Wien nicht ohne Zwischenfälle ablaufen würde, war schon von Anfang an für jede/n rational denkenden ÖsterreicherIn klar, der/die sich der Existenz von schwarzen (blauen) Schafen in der österreichischen Gesellschaft (spätestens seit dem letztem Jahr) bewußt geworden ist.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni, nur wenige Stunden vor ihrer Eröffnung, wurde die erste Ausstellung³ zum Gedenken an die Verfolgung von Homosexuellen durch das NS-Regime in Österreich Ziel eines gewalttätigen Anschlages. Unbekannte⁴ Vandalen rissen fast alle Stellen der Ausstellung aus ihren Verankerungen und stießen sie um. Noch wenige Tage davor lehnten es FPÖ und ÖVP im Parlament ab, homosexuelle Verfolgte der Jahre 1938-45 als Opfer des Nationalsozialismus anzuerkennen. Die Ausstellung, die auf das Schicksal der Lesben und Schwulen aufmerksam macht, die von den Nationalsozialisten verfolgt, ins KZ ver-

schleppt, gefoltert, verstümmelt und ermordet wurden, sollte die Erinnerung an sie bewahren.

Aufgrund der Ignoranz der Mehrheit im Nationalrat wurden diese Menschen erneut nicht als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt, sondern einmal mehr als „zu Recht Verfolgte“ und somit als Verbrecher diffamiert. Die geistige Haltung von ÖVP und FPÖ fand ihre tätliche Umsetzung in der Zerstörung der Ausstellung.

„Irgendwie hätten wir damit fast rechnen müssen“, erklärt HOSI-Wien-Generalsekretär Kurt Krickler, „denn in einem homophoben Klima wie in Österreich, wo Diskriminierung von Lesben und Schwulen gesellschaftlich nicht geächtet ist, werden sich immer wieder Leute animiert fühlen, aggressiv und gewalttätig auf Lesben und Schwule zu reagieren. In einem Land, wo die Regierung Homophobie zu ihrem Programm erhoben hat, wo die beiden Regierungsparteien ÖVP und FPÖ erst vor einer Woche die Entschädigung von homosexuellen NS-Opfern abgelehnt haben, wo diese beiden Parteien seit fast zwei Jahrzehnten vehement jeden Fortschritt und jede Gleichstellung von Lesben und Schwulen verhindern, muß natürlich ein Klima und ein Nährboden für derartige Aktionen entstehen.“

„Homosexuelle Hanswurstiade“?

Dieser Artikel hat mit dem Zitat aus einer Boulevardzeitung begonnen und endet ebenso mit einem Zitat aus *der Boulevardzeitung* schlechthin, der *Krone*, welche Beispiele dafür gibt, daß die homophoben Denkmuster auch – trotz der 75 Jahre zwischen den beiden Zitaten – in den Köpfen der Menschen noch tief verankert sind. Das ist wieder einmal der Beweis dafür, daß man Initiati-



ven wie *Europride* unbedingt braucht, um diese Denkmuster aus der Welt zu schaffen.

Deshalb sollte man laut *Krone* mindestens „so schlau wie schwul“ sein wie das Beispiel Gery Keszler, „weil er das drohende Abgleiten seines von ihm vor neun Jahren erfundenen AIDS-Festes im Wiener Rathaus in eine homosexuelle Hanswurstiade (oder heterosexuelle ‚Gemma Schwuchtl’n schaun‘-Party, kommt auf das ‚Lager‘ an, aus dem man die ‚Schrilliade‘ betrachtet) erfolgreich verhindert hat“.⁵

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 19. Juni 2001 (gesendet auf Orange 94,0).

¹ Am 27. Juni 1969 passierte in der New Yorker Schwulenbar „Stonewall Inn“ in der Christopher Street etwas für damals durchaus Übliches: eine brutale Polizeirazzia bei einer rechtlosen

und verachteten Bevölkerungsgruppe. Dann geschah aber etwas völlig Unerwartetes: anstatt sich zu verstecken, anstatt einzeln zu flüchten, fanden sich immer mehr Lesben, Schwule und TransGender-Personen vor dem Lokal ein, kesselten die Polizei im Lokal ein und wehrten sich erstmals gegen die dauernde Diskriminierung und Belästigung. Diese Nacht gilt als Geburtsstunde der modernen Lesben- und Schwulenbewegung. Ab diesem Tag bauten sie ein eigenes Selbstverständnis auf und traten für ihre Rechte ein.

² FAZ vom 12. Juni 2001.

³ Die Ausstellung „Aus dem Leben“ über die nationalsozialistische Verfolgung der Homosexuellen in Wien 1938-45, die von der *Homosexuellen Initiative* (HOSI) Wien im Rahmen von *Europride* vorbereitet wurde.

⁴ Aufgrund der Tatsache, daß die Hofburg und die Gegend um die Hofburg in der Nacht nicht bewacht werden und somit auch niemand etwas gehört oder gesehen haben mochte, wie das „kurze“ Spektakel, bei dem fest im Boden verankerte Tafeln umgeworfen wurden, über die Bühne des Heldenplatzes ging.

⁵ *Neue Kronenzeitung* vom 17. Juni 2001.



Fotos: Dagmar Kogoj, Gerd Valchans

„WIEN WAR SCHON IMMER MULTIKULTURELL, SCHAUT DOCH INS TELEFONBUCH!“

Hängt auch Ihnen das berühmte Telefonbuch-Argument zum Hals raus? Wollen Sie im Zeitalter der Information besser informiert werden über Minderheiten? In diesem Fall können Sie unsere Publikationen bestellen:

6 x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen

von Gerhard Baumgartner. Edition Minderheiten, Band 1 (hg. von Ursula Hemetek für die *Initiative Minderheiten*) Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 1995; öS 248,-

Wege zu Minderheiten. Ein Handbuch

Edition Minderheiten, Band 2 (hg. von Ursula Hemetek für die *Initiative Minderheiten*) Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 1998; öS 285,-

O du mein behinderndes Österreich! Zur Situation behinderter Menschen

von Franz-Joseph Huainigg. Edition Minderheiten, Band 3 (hg. von Ursula Hemetek für die *Initiative Minderheiten*) Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 1999; öS 285,-

Am Anfang war der Kolaric. Plakate gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit

hg. von Ursula Hemetek für die *Initiative Minderheiten*. Südwind Verlag: Wien 2000; öS145,-

Bestellungen unter: Initiative Minderheiten; Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien
Tel.: (01) 586 12 49-12; Fax: (01) 586 82 17; e-mail: initiative.minderheiten@chello.at

Gerald Kurdoğlu Nitsche
Landeck/Tirol (derzeit in Istanbul)

An die Förderinnen und Förderer des Erdbebenhilfeprojekts des österreichischen St. Georgskollegs in Istanbul

LIEBE FÖRDERINNEN UND FÖRDERER!

Ja, ich war dort, zu Ostern, wieder in der Türkei, aber nicht nur das, ich war am 6. April bei der feierlichen Eröffnung der neuen Schule in Kılıçköy, die mit Hilfe von Spenden, von meiner ehemaligen Schule organisiert, innerhalb eines Jahres errichtet werden konnte. Es ist ein großzügiger Bau (der Architekt ist Absolvent von St. Georg) mit etwa 11.600 m² überbauter Fläche, zehn Klassen für 218 Kinder und zwölf LehrerInnen, ein Kindergarten, Spezialräume ... 750 000 US-Dollar waren gespendet worden, und jetzt ist alles schon ein halbes Jahr in Verwendung; die Schule war, nachdem sie 1999 durch das Erdbeben zerstört worden war, provisorisch in einer Art Stallbaracke untergebracht, aber nun können die Kinder in hellen, geräumigen Klassenzimmern lernen.

Es war ein in jeder Weise strahlender Tag: der Himmel wolkenlos, und alle freuten sich und waren stolz auf das gemeinsame Werk. Das Dorf lud zu einem großartigen Fest ein: Die Kinder und die LehrerInnen hatten allerlei vorbereitet, manche Gäste Köstlichkeiten der türkischen Küche mitgebracht. Aus Österreich waren zwei Blasensembles angereist; es wurde gespielt, gesungen, getanzt, und natürlich wurden Reden gehalten, die dann auch noch übersetzt werden mußten. Da ist einigen aber schon in der prallen Sonne zu heiß und die Zeit etwas lang geworden: sechs Reden, aber das mußte dem Anlaß gemäß so sein. Es gab freudige Wiedersehen: mit einem alten Fußballfreund aus meiner „aktiven Zeit“ und ehemaligen KollegInnen und SchülerInnen, ja, da war Rührung nicht immer ganz leicht zu verbergen. Sogar ein türkischer

Minister und der österreichische Generalkonsul, ein Tiroler, waren angereist und trugen sich in die Rednerliste ein. Die Kinder waren nun doch schon einige Stunden bewundernswert brav dagestanden und fanden das alles sehr lustig. Sie wären wie unsere ErstkommunikantInnen gekleidet, elegante „junge Herren“ und „kleine Prinzessinnen“ und einfach auch übermütige Kinder, die so viel Prominenz nicht einschüchtern konnte. Wenn allerdings die Nationalhymne erschallt, da steht auch das quecksilbrigste Kind stramm wie ein Zinnsoldat.

Der Rundgang durch die Schule im Eröffnungsprogramm bewies, daß gut gearbeitet worden war. Im Eingangsbereich ist eine Dankestafel angebracht, auf der die Namen von Organisationen, Schulen und einzelnen SpenderInnen zu lesen sind; ich bin stolz, daß ich mit Eurer Unterstützung durch den Kauf des Gemäldes „Blaue Moschee“ auch auf dieser Tafel stehe: Etwa 100 000 S Spendengelder konnten durch unsere kleine Aktion überwiesen werden.

Kılıçköy liegt nicht weit von Yalova in einer schönen fruchtbaren Hügellandschaft. Es ist eine gutes Gefühl, wenn ich das schöne Schulgebäude und die Kinder nun in meiner Erinnerung wieder lebendig vor Augen habe. Auf der Fahrt vom Hafen in den Ort und auch in Yalova selbst waren noch Erdbebenschäden zu sehen, aber auch, daß man versucht hatte, den Schock vom 17. August 1999 mit den Tausenden von Toten und vielen zerstörten Häusern zu überwinden.

Am darauffolgenden Sonntag war ein weiteres interkulturelles Ereignis zu feiern,

die Hochzeit eines österreichischen Kollegen und Freundes mit einer Türkin. Die Begegnung mit meinen ehemaligen SchülerInnen dann am Montagmorgen beim „tören“, der Hymne, war schon wieder ein schwer zu beherrschender Gefühlschwall, ich war immer zwischen Lachen und ... na, das wollte ich ja verbergen – so viel Wiedersehensfreude erleben zu dürfen! So ging's dann weiter. Als ich mich dann mit meiner Frau auf „meine“ Insel zum Malen zurückzog, besuchten mich ein paar Schüler und Schülerinnen meiner ehemaligen Klasse, sogar einen Kuchen hatten sie gebacken! So viel herzliche Anhänglichkeit – und das noch nach fast zwei Jahren!

Ein weiteres Großereignis für mich und Brigitte war das Treffen mit den sefardischen Dichtern Perahya und Bicerano. Wir arbeiten an einer dreisprachigen (judeospaniolisch, deutsch, türkisch) Anthologie sefardischer Lyrik. (Sefarden sind jene Jüdinnen und Juden, die 1492 aus Spanien vertrieben wurden und beim Sultan in Istanbul, der gerade erst eroberten neuen Hauptstadt des Osmanischen Reiches, gastliche Aufnahme fanden.) Das Gespräch bewegte sich auf türkisch, französisch, deutsch und englisch bunt und lebendig hin und her. Das war sehr lustig und schön! An einem Abend waren wir im jüdischen Kulturzentrum zu einem ungewöhnlichen Holocaust-Gedenken eingeladen: Es wurden zwei Geigen und ihre „Biografie“ vorgeführt, deren Besitzer, große Virtuosen, im KZ ermordet worden waren, dann wurden die Geigen auch noch gespielt; es tat weh, und wir mit unserem Deutsch fühlten uns etwas deplaziert, davor konnte mich auch mein „Kurdoğlu“ nicht bewahren.

Als solcher grüße ich Euch alle herzlich,



Euer Gerald Kurdoğlu Nitsche

WO DIE GESETZE ENDEN, BEGINNT DIE MENSCHLICHKEIT BEHINDERUNG „ERLEICHTERT“ DEN WEG EINES AFRIKANISCHEN ASYLANTEN von Marinela Vecerik

Wenn man Megjo kurz beschreiben will, ist es sein ewig ansteckendes Lächeln, das zuerst auffällt und jede/n fesselt. Geboren in Sierra Leone, hat der 23jährige Mann das Schicksal seiner meisten Landsleute: ein paar Schuljahre, die finanziell möglich waren, mit Grundkenntnissen in Arabisch, gefolgt von einer Taxifahrer-„Karriere“ zur Existenzsicherung. Den Wunsch nach etwas Besserem konnte er sich nur durch das Lernen des Umgangsg Englisch von „privilegierten“ Freunden erfüllen.

Schlichtweg ein normaler Lebenslauf bis zum Jahr 1998, als er in den nicht enden wollenden Bürgerkrieg seines Landes involviert wurde. Bei einem Kampf mit den Rebellen sind seine Eltern brutal getötet worden. Nach einer Racheaktion in Form eines Brandanschlags ist selbst das Leben von Megjo bedroht. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sein Land zu verlassen. Die Frage nach dem Wohin ist nicht entscheidend – nur weg, getrieben vom Überlebenskampf.

Österreich: Schubhaft und Spital

Mit dem Schiff erreicht Megjo Italien, von wo er Ende 1998 nach Österreich kommt, da er von „günstigen Asylgesetzen“ hierzulande gehört hat. Er bewirbt sich als politischer Flüchtling in Graz und wird dort von der Caritas unterstützt. Der Asylantrag wird von der Behörde abgelehnt, doch einer Beschwerde beim Verwaltungsgerichtshof aufschiebende Wirkung zuerkannt. Die „Sierra-Leone-Geschichte“ klingt nicht glaubwürdig, da sie von den meisten AfrikanerInnen benützt wird. Beweise existieren nicht, Dokumente ebenso. Trotz der Schwierigkeiten wählt er nicht den leichten Heiratsweg, sondern verdient sich Geld mit der Zeitungsverteilung. Ersten „Kontakt“ mit den österreichischen Spitälern bekommt er infolge eines Wohnungsbrandes, bei dem er aus dem Fenster springen muß. Glücklicherweise hat es „nur“ Beinbrüche zur Folge.

Der nächste entscheidende Lebenschnitt erfolgt im Jahr 1999. Bei einer routinemäßigen Polizeikontrolle wird er ohne Ausweis verhaftet und kommt für fünf Monate in Schubhaft. Dort treten erste Symptome einer Krankheit auf. Nach einer Notoperation wird eine Tuberkulose-Erkrankung in der Wirbelsäule aufgedeckt. Die Folge: Querschnittlähmung, verschiedene Spitalsaufenthalte und abschließend zehn Monate im Rehabilitationszentrum

„Weißer Hof“. Wegen Sprachbarrieren entstehen viele Mißverständnisse. Ihm selbst ist der Grund für seine Lähmung nicht ganz klar. „Ich weiß nicht, warum ich im Rollstuhl sitze. Ist das, weil ich vom Fenster gesprungen bin oder weil ich Operation gehabt habe?“, erklärt er in unserem Gespräch in seinem charmanten Deutsch. Hier taucht unwillkürlich die Frage auf: Verdrängt er die Wahrheit, oder realisiert er sie wirklich nicht?

Die bürokratischen Hindernisse

Aber er meistert schnell selbständig die Situation im Rollstuhl, macht seine ersten Schritte in der deutschen Sprache. Mit seiner Vitalität, Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft gewinnt er viele Freunde, die ihm mit allen Mitteln helfen.

Der „Fall Megjo“ ist für die österreichischen Behörden ein schwieriger, niemand will sich zunächst als für ihn zuständig sehen. Ohne soziale Absicherung kann er nicht aus dem Rehabilitationszentrum entlassen werden. Die Existenzsicherung für das zukünftige Leben ist aber problematisch. Die Sozialarbeiterin vom „Weißen Hof“ begleitet ihn engagiert auf dem nicht leichten Weg zu unterschiedlichen Institutionen. Schließlich übernimmt das Sozialamt der Stadt Wien die Unterstützung, stellt eine Wohnung zur Verfügung, gewährt Sozialhilfe und soziale Dienste. Das Asylverfahren läuft noch – in seinem gesundheitlichen Zustand kann er nicht nach Sierra Leone zurückgeschickt werden –, er hofft auf eine humanitäre Entscheidung, in Österreich bleiben zu können

Er betrachtet aber seine Behinderung keineswegs als „Glück im Unglück“. Er würde lieber als Nicht-Behinderter mit den Problemen „typischer“ Asylanten konfrontiert sein! Jedenfalls hat er seine erste Reaktion „Besser tot als im Rollstuhl!“ mit Optimismus überwunden. Als Sportlertyp gibt er nicht auf und trainiert mit schier unerschöpflicher Energie Tag für Tag.



Foto: privat

Auf ihn wartet ein langer, beschwerlicher Weg, um sich in der neuen Gesellschaft zu integrieren. Noch „Outsider“ in Wien, würde er gerne einen Deutschkurs besuchen. Die Sozialhilfe kommt aber nur für das Notwendigste auf. Heimkehr? Nein, diese schließt er mit eindeutiger Aussage aus: „Ich würde dort wahrscheinlich sofort getötet werden.“

Megjo, ein von seiner Familie erzoGENER Muslim, lebt streng nach dem Koran, ist offen zu Menschen aus allen Religionen und Nationen. Ein nicht perfektes Deutsch und Englisch stellen kein Hindernis für seine Kommunikativität dar. Obwohl er alleine wohnt, fühlt er sich nie einsam. Der Freudenkreis wächst ständig, das Telefon läutet non-stop. Das immer volle Haus ist in der Zwischenzeit nicht nur Treffpunkt von afrikanischen Studenten und Flüchtlingen, sondern auch von vielen anderen Freunden unterschiedlicher Nationalität geworden. Jeder fühlt sich von Megjos Gastfreundschaft und Warmherzigkeit angezogen. In einer netten, ungezwungenen Atmosphäre erlebt man die Zusammengehörigkeit – trotz verschiedener Sprachen und unterschiedlicher afrikanischer Dialekte.



UTOPIA 2050 – MUSIK ALS SPRACHE DES POLITISCHEN EIN SZENARIO DER INTERKULTURALITÄT MIT MUSIKALISCHEN ASPEKTEN von Ursula Hemetek

Ein Staatsoberhaupt und eine Regierung, die sich die Medien zunutze machen, kontrollieren und die Programminhalte vorschreiben; Medien, die sich das gefallen lassen, und NGOs, die dagegen protestieren – das erscheint nicht utopisch, sondern sehr real. Aber: Ein Volk, das deshalb, weil es nur mit staatlich sanktionierten Musikprogrammen aus dröhnenden Lautsprechern berieselt wird – nämlich den musikalischen Ergüssen der „Klostertaler“ –, eine Revolution anzettelt, die Absetzung der Regierung und Neuwahlen fordert, das scheint schon nicht mehr so alltäglich.

Wir befinden uns im Szenario eines Rollenspiels, die Akteure sind 57 Studierende, StipendiatInnen aus 26 Ländern, die in Linz auf Einladung der *Afro-Asiatischen Institute*, des *Lateinamerika-Instituts* und der *Österreichischen Orientgesellschaft Hammer-Purgstall* für drei Tage zum Osterseminar zusammengekommen sind. Das Seminar ist als Rollenspiel angelegt, mit Impulsreferaten zu „Das UNESCO-Projekt Kultur des Friedens, die vernakuläre Musik und das Politische“ (Wolfgang Dietrich), „Musik als Mittel des sozialen und kulturellen Friedens“ (Helmut Brenner) und „Musik als Sprache von Minderheiten“ (Ursula Hemetek). Alle TeilnehmerInnen, auch die ReferentInnen, haben sich Rollen ausgesucht. Diese Rollen symbolisieren verschiedene Kräfte der Gesellschaft. Das Thema „Utopia – Elemente einer neuen Gesellschaft. Zur Frage von Pluralität, Zivilgesellschaft und kultureller Gewalt“ wird anhand von Musik abgehandelt. Wie wird Macht, kulturelle Gewalt, Widerstand in Form von Musik sichtbar, wie geht eine Gesellschaft damit um?

Land der Töne

Es gibt eine Regierung, die aus fünf Männern – bezeichnenderweise nur Männern – besteht, der Präsident ist Cesar Divino, der Vorsitzende der Einheitspartei „Wahrheit, Treue, Ordnung“. Es gibt einen staatlichen Rundfunk: ORF – „Organisierter Rundfunk des Frohsinns“, regierungstreue Printmedien, Staatsdiener, aber auch NGOs, eine kritische Presse und Wirtschaftsbesitzer in Form von Plattenlabel-Besitzern. Der Rat der Weisen hält sich aus der Politik weitgehend heraus, er berät nur, und die Königin von Sul ist ein Staatsgast mit diplomatischer Immunität, die ebenfalls beratend zur Verfügung steht. Es gibt verschiedene Musikformationen; die einen, die sich von der Regierung vereinnahmen lassen, und die anderen, die jegliche Vermarktung ihrer Musik in Form von Vervielfältigung ablehnen. Und es gibt das Volk, das primär glücklich sein sollte.

Der Spielverlauf ist völlig offen, die Regeln ergeben sich bloß aus den Rollenzuweisungen. Mehrere Räume stehen zur Verfügung: ein Regierungsgebäude, ein Pressezentrum, ein „öffentlicher“ Raum,

in dem sich das Volk aufhält, ein Gefängnis, ein Raum des Rates der Weisen und ein geheimer Ort. Was vorher festgelegt werden mußte, war die Gattung der Musik, die als die „staatstragende“ gelten sollte. Der Spielleiter, der auch das Rollenspiel erarbeitet hatte, Wolfgang Dietrich, entschied sich letztlich für die Gattung der volkstümlichen Musik, als jene in Österreich am meisten kommerzialisierte, die sich hervorragend für Propagandazwecke eignet. Die „Klostertaler“ in horrender Lautstärke, und das als Berieselung für das Volk den ganzen Tag, so war es vorgesehen.

Das Volk läßt sich das allerdings nicht gefallen, und bereits nach einer Stunde Spieldauer kommt es zur Revolte. Die Regierung ist zu diesem Zeitpunkt allerdings bereits zu gut organisiert, um wirklich abgesetzt zu werden. Eine Regierungserklärung und Pressekonferenz jagt die andere, und Präsident und Minister versprechen dem Volk das Blaue vom Himmel. Sie schaffen das Gefängnis ab, versprechen Neuwahlen (die allerdings nie stattfinden) und beginnen Nobelpreise zu vergeben, womit sie einige der Weisen und der Künstler für sich gewinnen wollen. Allerdings lehnen die meisten Preisträger diese Ehrung ab.

Die Regierung ist auch zu musikalischen Kompromissen bereit. Allerdings stellt sich die Frage der musikalischen Alternative. Vom Spielkonzept her gibt es mehrere Möglichkeiten: vernakuläre Musik,

teilkommerzialisierte Musik, Ethno oder World Music, Pop, Rock oder Klassik. Und hier kommt etwas zum Tragen, was für mich als Ethnomusikologin besonders interessant ist: Die TeilnehmerInnen haben völlig unterschiedliche musikalische Hintergründe; einige bringen ihre musikalischen Traditionen aus Afghanistan, Bangladesch, der Türkei, China oder Nigeria mit, andere studieren an der Musikuniversität Wien, und sie alle leben in Österreich und sind Teil der musikalischen Jugendkultur dieses Landes. Es ist also im Grunde völlig offen, was sich bei dem Rollenspiel musikalisch entwickeln wird.

Zwei Aspekte waren für mich ganz besonders beeindruckend: Wie es die TeilnehmerInnen geschafft haben, bei solchen Ausgangsbedingungen zu gemeinsamem musikalischen Ausdruck zu finden, und wie auch das Nebeneinander verschiedenster musikalischer Identitäten möglich war und letztlich zu Interaktion führte.

Der geheime Ort Vernaculum

Das Szenario für den gemeinsamen musikalischen Ausdruck ist im Spiel Vernaculum. Vernaculum, so hat das Wolfgang Dietrich konzipiert, ist ein geheimer Ort, an dem musizierende Frauen leben, quasi im musikalischen Untergrund, denn sie lehnen jede Kommerzialisierung ihrer Musik ab, sie empfinden Tonaufzeichnungen als kulturelle Gewalt. Sie wollen nur dem eigenen Bedürfnis folgend musizieren, niemals fremdbestimmt, und sich nur an ihren

eigenen Normen orientieren. Sie werden als Gruppe imaginiert, die Musik nur in ihrer funktionellen Komponente ausübt, im Grunde traditionelle Musik in der Primärfunktion. Ob sie dieses Musizieren auch für politische Zwecke in der Öffentlichkeit einsetzen wollen, bleibt offen, und ob die Regierung, die ja den musikalischen Einheitsbrei der „Klostertaler“ propagiert, sie als Widerstandsgruppe wahrnimmt und bedroht, ebenfalls.

Für die NGOs werden die Frauen von Vernaculum zum Symbol des musikalischen Widerstands, ob die das wollen oder nicht. Aber niemand weiß, wo sie sich befinden. Außer der Königin von Sul. Diese Rolle spiele ich, deshalb kann ich hautnah erleben, was sich in Vernaculum abspielt, und das ist faszinierend genug. Die Gruppe der Vernaculum-Frauen besteht aus einer Chinesin, zwei Inderinnen, zwei Brasilianerinnen und zwei Iranerinnen. Die Vorgabe ist einerseits die musikalische Interaktion in der Gruppe, das heißt, sie müssen irgendwie miteinander musikalisch kommunizieren; andererseits die Frage, ob und wenn ja, womit sie an die Öffentlichkeit treten.

Es dauert einige Zeit, bis sich die Frauen aufs Musizieren einlassen. Zuerst wollen sie sich männliche Hilfe holen, einen Musikstudenten. Er will mit ihnen einen Kanon einstudieren, will ihnen erklären, wie man musiziert. Er hält sich nicht lange in Vernaculum auf. Langsam beginnt jede der Frauen, in ihrem musikalischen Gedächtnis zu graben, und da kommen brasilianische Rhythmen, indische Filmmusik, iranische Melodien und chinesische Tanzbewegungen zum Vorschein. Das gemeinsame Motto, denn ein solches soll es geben, ist „Freiheit“. Und dann werden Töpfe und Kochlöffel aus der Küche geholt, sämtliche Gegenstände im Raum verwendet. Ein türkischer Percussionist darf auf der Darabukka unterstützend mitwirken. Eine der Frauen beginnt mit ihrem Lied, die nächste fügt ihres dazu, bis alle miteinander agieren, jede in ihrer Tradition, aber so harmonisch aufeinander abgestimmt, daß letztlich wie von selbst ein unglaublich

wirkungsvolles musikalisches Miteinander entsteht.

Dies ist die Botschaft der Frauen von Vernaculum, die später auch den NGOs und dem Volk präsentiert wird. Allerdings kommen sie zu dem Schluß, daß sich politische Aktion nicht in Musik erschöpfen kann, und sie gründen später eine Partei. Ob sie bei einer Wahl gewonnen hätten, kann nicht mehr getestet werden, denn da ist das Spiel schon zu Ende.

Hochzeitsfest und Gratulationen

Aber nicht nur im Spiel selbst spielte die Musik eine Rolle. Bei der Schlußbesprechung sagte einer der TeilnehmerInnen, bezugnehmend auf die abendliche Freizeitgestaltung mit mitgebrachten CDs: „Am ersten Abend haben die Inder nur zu indischer Popmusik getanzt, und die Iraner nur zur iranischen. Die jeweils anderen sind gesessen und haben sich gelangweilt. Am letzten Abend haben wir alle miteinander getanzt, und es war ganz egal, woher jemand kommt und wessen Musik das ist.“

Zu Beginn des Seminars warnen die TeilnehmerInnen in ihren nationalen Identitäten verhaftet. Schon bei der Vorstellungsrunde wurde darüber gestritten, ob man aus „Kurdistan“ kommen kann oder nicht. Diese nationalen Identitäten drückten sie auch durch „ihre“ Musik aus. Aber sie lernten unglaublich schnell, einander zu akzeptieren und mit der jeweils anderen Identität umzugehen. Das zeigte sich am eindrucksvollsten beim „Hochzeitsfest“.

Am Nachmittag waren wir alle zu einem Stadtrundgang in Linz eingeladen. In der Straßenbahn beschloß der Präsident Cesar Divino, nach wie vor in seiner Rolle, seinem Land eine „First Lady“ zu schenken. Er nahm sich auch die Heiratspolitik der Habsburger zum Vorbild und hielt um die Hand einer Nigerianerin an. Das Paar plante für den Abend eine Hochzeitsfeier. Die wurde nun mit unglaublicher Akribie vorbereitet. Die musikalische Gestaltung war vielfältig. Der Mendelssohnsche Hochzeitsmarsch durfte nicht fehlen, gespielt auf einem indischen Harmonium. Auch ein vom Rat der Weisen einstudierter Kanon erklang. Das Brautpaar wurde nach einem

eigens geschaffenen Ritus getraut, der Elemente aller vorhandenen Kulturen trug. Auf die Frage, ob sie den Bräutigam heiraten wolle, antwortete die Braut zweimal mit nein, sehr zum Unbehagen des iranischen Standesbeamten. Letztlich sagte sie ja, und dann wurden die Gratulationen entgegengenommen.

Diese bestanden zum Großteil aus Musik. Eine kurdische Frau rezitierte ein Gedicht von Nazim Hikmet und sang ein unglaublich berührendes kurdisches Widerstandslied; die Frage, ob es Kurdistan gibt, wurde nicht mehr gestellt. Ein Türke sang ein populäres türkisches Lied, bei dem den IranerInnen die Tränen über die Wangen liefen. Beim afghanischen Gratulations-Lied stürmten plötzlich die widerständischen Frauen von Vernaculum in Verkleidung bei der Tür herein und artikulierten ihren musikalischen Beitrag der „Freiheit“, um die präsidiale Herrlichkeit der Hochzeit zu stören. Letztlich tanzten alle zu indischer Popmusik, begleitet vom türkischen Darabukkapieler. Diese Hochzeitsfeier war spontan aus dem Spiel entstanden, wurde ausschließlich von den TeilnehmerInnen selbst inszeniert und bildete sicherlich den Höhepunkt des Seminars.

Im Sinne der Zielsetzung des Seminars, nämlich Pluralität, Zivilgesellschaft und kulturelle Gewalt zu bearbeiten, haben die TeilnehmerInnen in einer idealen Gruppenarbeit im und außerhalb des Spiels in diesen drei Tagen bewiesen, daß sie die Mechanismen von politischer Macht und medialer Einflußnahme durchschauen. Sie haben verstanden, daß Individuen Gestaltungsmöglichkeiten offen stehen und daß die Musik ein Teil kultureller Identität ist, der positiv und negativ, verbindend und abgrenzend benützt werden kann. In den anonymen Rückmeldungen nach dem Seminar ist u. a. zu lesen: „Musik hat einen großen Einfluß in unserem Leben, und man merkt überhaupt nicht, daß dies in unserem Unterbewußtsein zu politischen Ideen führen kann“ oder „Wer bin ich? Was ist von meiner Kultur übriggeblieben? Wenn ich von Austausch rede, was kann ich den anderen anbieten?“



Die Regierung gibt eine Pressekonferenz

Foto: privat



Die Frauen von Vernaculum



Die Trauungszeremonie

GATTERER-ANERKENNUNGSPREIS AN GÜRSES

Dem STIMME-Chefredakteur Hakan Gürses wurde die „Ehrende Anerkennung“ des Prof. Claus Gatterer-Preises verliehen; den Gatterer-Preis 2001 bekam STANDARD-Journalist Andreas Feiertag.



(v. l.) Gürses, Feiertag, Rainer (Bürgermeister Sexten), Kirch (ÖJC), Hosp (LR Südtirol), Turnheim (ÖJC-Präs.)

Den heurigen Prof. Claus Gatterer-Preis erhielt der Chronikredakteur der Tageszeitung DER STANDARD, Andreas Feiertag; die „Ehrende Anerkennung“ wurde dem STIMME-Chefredakteur Hakan Gürses zuerkannt.

Der 33jährige Redakteur Andreas Feiertag engagierte sich seit sieben Jahren im Bereich des sozialkritischen Journalismus; mit seinen Berichten, Interviews und Reportagen (etwa über die Kinder in Tschernobyl oder die Flüchtlinge in Tschetschenien) setzt er sich für die Rechte und den Schutz von Opfern und Bedürftigen ein.

Hakan Gürses wurde 1961 in Istanbul geboren; er studierte in Wien Philosophie, arbeitete als Freier Mitarbeiter bei der Zentralen Minderheitenredaktion des ORF und ist seit 1993 für die Redaktion der STIMME von und für Minderheiten zuständig. Neben seinen langjährigen Tätigkeiten als Musiker und Dramaturg ist Gürses als Lehrbeauftragter an den Universitäten Wien und Graz tätig. Die Jury bezeichnete Gürses als „einen herausragenden Proponenten des engagierten österreichischen Journalismus“. Sein Engagement rühre nicht zuletzt aus seinen Erfahrungen als Journalist, der als Migrant aus der Türkei seit 20 Jahren die Probleme der Migration von „innen“ kenne, so die Begründung für seine Auszeichnung.

Der vom Österreichischen Journalistenclub (ÖJC) jährlich für höchste journalistische Leistungen im Sinne des Lebenswerkes des Südtiroler und österreichischen Journalisten Claus Gatterer verliehene Prof. Claus Gatterer-Preis beruht u. a. auf folgenden Kriterien: Schutz der gesellschaftlichen Minderheiten, Verteidigung der sozialen Randgruppen und Eintreten für kritisches Bewußtsein gegen Ignoranz in der Gesellschaft.

Die Preisverleihung fand am 28. Juni 2001 in Sexten/Südtirol, dem Geburtsort von Gatterer, statt. In seiner kurzen Dan-

kesrede sprach Hakan Gürses von dem symbolischen Wert des Preises als „Anerkennung der medialen Arbeit von Minderheitenangehörigen, die bemüht sind, trotz ihrer eigenen Situation als ‚Betroffene‘ das journalistische Gebot der Distanz zu befolgen“.

red



Gürses: „Preis für Minderheiten“

Fotos: Herbert A. Koczera - ÖJC

KOLARIC LEBT

Der Plakatwettbewerb der Initiative Minderheiten wurde mit einer Preisverleihung in Wien abgeschlossen.

Am 2. Juli 2001 fand in der Akademie der bildenden Künste in Wien die Preisverleihung des von der Initiative Minderheiten gemeinsam mit KooperationspartnerInnen initiierten Wettbewerbs



INITIATIVE MINDERHEITEN
www.initiative.minderheiten.at

„Kolaric lebt – Plakate gegen Ausgrenzung und Rassismus“ statt. Die Ausschreibung, die an der Schnittstelle zwischen künstlerisch-kreativer und politischer Arbeit angesiedelt war, wandte sich insbesondere an bildende KünstlerInnen, Werbefachleute, Schulen und Jugendliche der „Zweiten Generation“.

Insgesamt 120 Plakatentwürfe wurden bei dem mit 70.000 Schilling dotierten Wettbewerb eingereicht. Ein Zeichen dafür, was für eine große Bedeutung dem Plakat als Instrument zur Bekämpfung gegen Rassismus zukommt.

Eine hochkarätige Fachjury wählte drei PreisträgerInnen aus. Der 1. Preis ging ex aequo an den Verein Medea aus Linz für das Plakat „stop“ und an David Voggenhuber, Student an der Universität für angewandte Kunst in Wien, für sein Plakat „Machen heute Häute Leute?“. Es wurde kein 2. Preis vergeben. Den 3. Preis erhielt eine 4. Klasse der HTL II aus Innsbruck.

Die Siegerplakate werden im August von der GEWISTA in Wien plaka-

tiert. Alle eingereichten Plakate sind auf der Homepage der Initiative Minderheiten (www.initiative.minderheiten.at) zu sehen.

red



HEREIN.AT – IDENTITÄT, MIGRATION UND NEUE MEDIEN

Ein Projekt von Jugendlichen, Dezentrale Medien und der Initiative Minderheiten

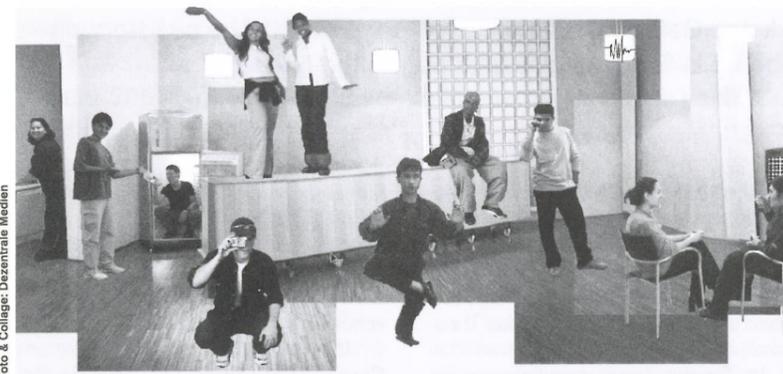


Foto & Collage: Dezentrale Medien

Im Frühjahr 2001 wurden wir von der Initiative Minderheiten eingeladen, einen „Neue-Medien-Kurs“ im Rahmen eines BMfBWK/EU-Förderprogramms zu leiten. Angesprochen wurden Jugendliche, die einen Hauptschulabschlußkurs absolvierten. Nach dem Besuch von mehreren Schulen lernten wir durch den engagierten Einsatz von Günther Meier, Lehrer am BFI Gudrunstraße, 13 Jugendliche kennen, die an einer Zusammenarbeit mit uns interessiert waren.

Es sollte jedoch kein Kurs zum Erlernen von Programmiersprachen oder Programmen werden. Unser Interesse lag in der gemeinsamen Entwicklung und Gestaltung eines Projekts und der Auseinandersetzung mit Themen, die die Jugendlichen interessierten. Erst danach sollte entschieden werden, welches („neue“) Medium zur Umsetzung unserer Ideen geeignet ist.

Anfangs wurde von uns das Thema

„Mode“ (Kleidung, Identität, Codes) vorgeschlagen. Durch Gespräche stellte sich heraus, daß sich die Jugendlichen vor allem mit konkreten Lebensentwürfen für die nahe Zukunft beschäftigten. Ausbildung, Beruf, Wohnsituation, die eigene Geschichte und das Leben in Wien standen im Vordergrund. Das „Einrichten“ eines virtuellen Raumes nach den eigenen Vorstellungen wurde zur Weiterentwicklung des Themas „Mode“. Als Medium wurde die Gestaltung einer Homepage gewählt. Wir bauten ein virtuelles Haus mit zehn individuellen Zimmern und gemeinsamen Arbeits-, Eß- und Wohnzimmern.

Virtuelle „Lebens“-Räume

Seit Ende Juni sind alle Beteiligten eingezogen und bewohnen alleine oder in Gruppen einen Raum hinter einem der Fenster unseres Hauses. Verschiedene „Lebens“-Räume wurden sichtbar: Asif Naseri steht

von seinem Bett auf und blickt in seine Zukunft: gestern Afghanistan, heute Wien, morgen die Welt. Jean Paul Nduwayezu ist JP in seinem eigenen Musikstudio und komponiert HipHop. Semen Aklan, Gülcan Ateş und Ferda Özel lassen uns durch ihre ganze Wohnung navigieren. Von der Küche bis zum Bad singen, essen und träumen sie. Franz Fiser richtet sein Zimmer sehr systematisch ein, nur Fische stören die perfekte Ordnung und erzählen Geschichten. Drei Enten, zwei Katzen, ein Hund und ein Pinguin begleiten Rosa Ruwani hinaus in ihr Lieblingswohnzimmer, den Oberlaaer Park in Wien. Nesrin Ibrahim und Sezer Üzüml ziehen endlich zusammen und laden Freunde und Familie zu sich ein. In Flamur Kryezis Raum fährt man in einem Ferrari vor Wandbildern, die Städte und Landschaften des Kosovos zeigen. Reza Soltani erzählt mit Hilfe des Computers in seinem Zimmer vom Widerstand der Hazara gegen die Taliban in Afghanistan. Ein Rundgang im Wohnzimmer dient dem Kennenlernen, im Eßzimmer wird nicht nur über Rezepte diskutiert – und im Arbeitszimmer finden Auseinandersetzungen zu dem Begriff „Neue Medien“ statt ...

herein.at ist im Entstehen und bald im Internet zu besuchen (Vorschau: www.dezentrale.net). Im Herbst ist eine öffentliche Präsentation geplant.

Bei Interesse bitten wir um ein E-Mail an: medienprojekt@yahoo.de

Dezentrale Medien

Eva Dertschei, Petja Dimitrova, Carlos Toledo und Borjana Ventzislavova

„RETOURKUTSCHE DES AUSSENMINISTERIUMS“

Mit einer Performance, wie sie in Genua stattgefunden hat, eröffneten Mitglieder der VolxTheaterKarawane ihre Pressekonferenz am 30. Juli in Wien, um darauf aufmerksam zu machen, daß die österreichische Außenministerin Benita Ferrero-Waldner es im Gegensatz zu ihren AmtskollegInnen in Deutschland, Großbritannien und Spanien nicht nur verabsäumt hat zu intervenieren, sondern die Theatergruppe in einem schwebenden Verfahren vor laufender Kamera verurteilt hat.

25 Mitglieder der VolxTheaterKarawane – eines grenzüberschreitenden Kulturprojekts, im Rahmen dessen im Sommer 2001 zahlreiche Karawanen verschiedene europäische Orte bereisen, um mit künstlerisch-politischen Mitteln auf Themen wie die Abschottungspolitik Europas, die restriktiven Asyl- und MigrantInnenengesetze etc. zu verweisen – sind am 22. Juli in der Nähe von Genua festgenommen

worden. Nach Angaben des österreichischen Konsuls in Italien wurden die Männer gefoltert. Zudem wurde ihnen der Kontakt zu den Angehörigen bis jetzt verweigert. Den Inhaftierten wird vorgeworfen, bei den Demonstrationen rund um das Treffen der G-8 den harten Kern des sogenannten „schwarzen Blocks“ gebildet zu haben und somit für die Vorfälle in Genua verantwortlich zu sein. Konkret lauten die Vorwürfe: Bandenbildung, Plünderung und Raub.

In anderen europäischen Ländern kam es daraufhin zu scharfen Protesten der jeweiligen Regierungen und zur Forderung nach einer Untersuchungskommission, um die Vorfälle in Genua aufzuklären. Die österreichische Regierung hat sich jedoch an diesen Protesten nicht beteiligt. Die VertreterInnen der VolxTheaterKarawane sprachen von einer „Retourkutsche des österreichischen Außenministeriums für

die Proteste gegen die Regierung, da es sich bei den AktivistInnen um politisch engagierte Menschen handelt, die die Regierung in Österreich im Rahmen ihrer demokratischen Rechte kritisiert haben“.

red



Die Performance des VolxTheater

Foto: Lisa Pongner

SKANDINAVISCHES THEATERTREFFEN IN WIEN

von Isabelle Riedl

Skandinavien stand im Mittelpunkt des diesjährigen Theaterfestivals „kontext : europa“, das heuer bereits zum zweiten Mal, zwei Wochen lang (27. 4. – 10. 5. 2001) im *Theater des Augenblicks* stattfand. Das Programm machte neugierig, und man wollte keine Gelegenheit auslassen, Theaterbeiträge aus Norwegen, Finnland, Dänemark und Schweden zu sehen. Ein Ereignis, das sich nur selten bietet!



Fotos: Theater des Augenblicks

teatr cinema

Karten für Henrik Ibsens Stück „Rosmersholm“, das derzeit im *Akademietheater* gezeigt wird, sind nur schwer zu bekommen.¹ Die Situation wird sich auch so schnell nicht ändern, wurde doch diese Peter-Zadek-Inszenierung mit einer Einladung zum heurigen Berliner Theatertreffen geehrt. Ein weiterer Erfolg bahnt sich im *Theater in der Josefstadt* mit August Strindbergs Trauerspiel „Fräulein Julie“ an. Henrik Ibsen (Norwegen) und August Strindberg (Schweden), die Ende des 19. Jahrhunderts zu den meistgespielten Autoren im deutschsprachigen Raum zählten, sind bis heute nicht aus dem Spielplan vieler Theaterhäuser wegzudenken. Erinnert sei außerdem an Ingmar Bergman, den wohl bekanntesten Vertreter des schwedischen Films, der ebenfalls die Dramen Strindbergs und Ibsens für das Theater inszenierte.

Post-mainstream aus Skandinavien

Doch im Norden möchte man sich nicht auf den Lorbeeren großer Namen ausruhen. In den 60er und 70er Jahren formierten sich neue, experimentelle Theatergruppen, die nicht in das konservative Schema der „gutbürgerlichen Großbühnen“ paßten. Der norwegische Theaterwissenschaftler Knut Ove Arntzen, Vortragender beim Eröffnungssymposium des Kontext-Festivals, spricht in diesem Zusammenhang von „post-mainstream“ und meint damit jene Stoßrichtung in der Performancekunst, die sich unabhängig von den institutionalisierten Theaterhäusern („mainstream“) behaupten wollte. In den

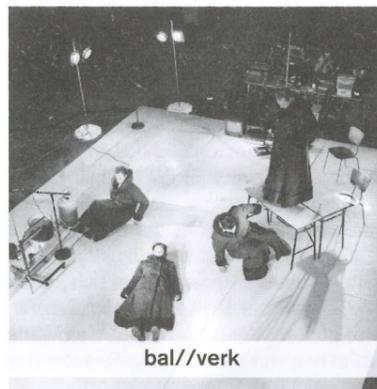
wissenschaftlichen Arbeiten Arntzens manifestieren sich Begriffe wie „Recycling“, „Popcommunity“, „ambiente theatre“ oder „visuelle Dramaturgie“, die dem Theaterleben Skandiavens ein neues Image verliehen und modernen Wind in das Theatervokabular brachten.

Im *Theater des Augenblicks* war die jüngste Generation des „post-mainstream“ vertreten, jene Gruppen, die sich erst Ende der 90er Jahre formierten. Begrüßt wurden sie aber mit einer Performance der polnischen Theatergruppe *teatr cinema* – eine Reminiszenz an das vergangene Jahr, in dem sich das Festival osteuropäischen Performance-Impulsen widmete.

Obwohl sich die Performances stark voneinander unterschieden, hatten sie eines gemeinsam: die Perfektion in der Ton- und Lichtregie, gesteuert mittels einer phänomenalen Computermaschinerie. KünstlerInnen werden zu EDV-SpezialistInnen, TechnikerInnen zu RegisseurInnen.

Auswahl aus dem Programm

Im Zentrum der Produktion „the orchard was all white“ des dänisch-norwegischen Theaters *bal//verk* stehen aber SchauspielerInnen und Text. Den Ausgangspunkt bildet Tschechows „Kirschgarten“. Eine Frau und drei Männer finden sich auf einer hell beleuchteten Bühne wieder. Zu Beginn tragen sie warme Wintermäntel, wie man sie in früheren Zeiten in Rußland trug. Sie können sich lediglich an Bruchstücke ihres Lebens erinnern. Doch wer sind die Personen, die stets in der dritten Person sprechen und sich nicht beim Namen nennen. Wer ist gemeint, sie selbst oder andere? Als ZuschauerIn fällt man von einer Stimmung in die andere, ohne den Zusammenhang zwischen den Sze-



bal//verk

nen zu erkennen. Den scheint es auch nicht zu geben – eine zerstückelte Dramaturgie von Beginn an. Eine Performance, die Schwierigkeiten des Verstehens und der Kommunikation unter Menschen bewußt macht.

Was sich hingegen der Tänzer und Choreograph Staffan Eek bei seiner Performance „meaning: zero“ gedacht haben könnte, bleibt für mich unergründbar – Neonröhren, die von der Decke hängen, und Videoprojektionen; in Erinnerung blieb mir nur, daß ein Darsteller einen Leuchtkörper wie ein Lasso in der Luft schwang und das 15 Minuten lang.

Einen weit größeren Eindruck hinterließ auf mich die Schlußperformance „moon perturbation“ der in Istanbul arbei-



5. Sokak Tiyatrosu

tenden Theatergruppe *5. Sokak Tiyatrosu*. Auf der Bühne: ein Mann und eine Frau, ein Techniker/Spielleiter, ein großer Tisch und drei gleichgroße Filmeinwände. Das Sprechstück wird mittels einer digitalisierten Laufschrift vom Türkischen ins Deutsche synchronisiert. Die DarstellerInnen auf der Bühne synchronisieren wiederum ihr Spiel auf der Leinwand: Ein Mann und eine Frau treffen einander zufällig am Strand, zunächst die gängigen „Annäherungsgespräche“, bis der Mann die Frau schließlich als Mörderin entlarvt. Beobachten und beobachtet werden, das ist die Devise. Die Geschichte ist von drei Kameras aus verschiedenen Perspektiven aufgenommen worden. Filmschnitte gibt es kaum, im Gegensatz zu den gewohnten Action- oder Kriminalfilmen, die dadurch Spannung erzeugen möchten. Eine ungewöhnliche Geschichte, bei der man wie gespannt zuhört, und eine gelungene Inszenierung, die bereits neugierig auf das kommende Kontext-Festival macht, das im nächsten Jahr auf Theaterimpulse aus Südeuropa hofft.

¹ Dieser Text wurde Anfang Juni 2001 geschrieben (Anm. der Red.)

DOKUMENTE DES VERBRECHENS

von Isabelle Riedl

Das Roma-Theater *Pralipe* gastierte vom 29. bis 31. April endlich wieder in Wien. In gewohnt eindrucksvoller Manier zeigte es „Z 2001 – Die Tinte unter meiner Haut“, eine Kombination aus Schauspiel, historischer Ausstellung und Live-Musik. Z 2001 steht dabei für jene Nummer, die Tausenden Menschen im „Zigeunerlager“ von Auschwitz-Birkenau auf den Unterarm tätowiert wurde. Gleichzeitig verweist die Zahl darauf, daß auch im Jahr 2001 Angehörige dieser Volksgruppe vielerorts nach wie vor diskriminiert und verfolgt werden.

Schauplatz ist die Halle 5 im *Kabelwerk*, einem ehemaligen Fabrikgelände im 12. Bezirk in Wien. Im kalt-dunklen „Freiluftfoyer“ warten die ZuschauerInnen auf den Einlaß. Die Tür wird geöffnet, betroffenes Schweigen tritt ein. Wie bei einem Trauerzug gehen die BesucherInnen durch eine Gedenkausstellung für jene Roma, die während des NS-Terrors ermordet wurden. Tafeln mit endlos langen Namenslisten von KZ-Opfern gleichen Grabsteinen, auf denen manchmal auch Fotos und Schriftstücke einzelner Roma zu finden sind.

Gemeinsame Einzelschicksale

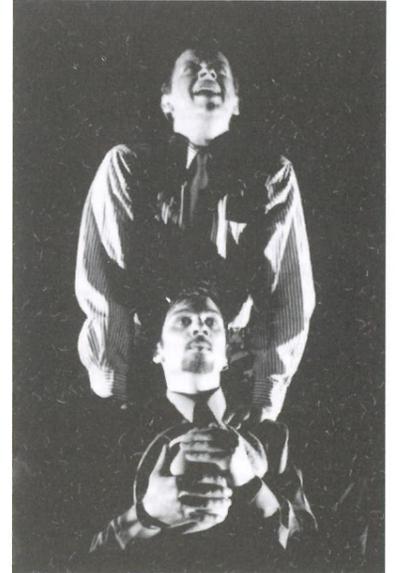
Durch die Handlung führt ein Schauspieler in der Rolle eines einsamen Mannes, der zu Beginn des Abends am Grab des Roms Stonoje trauert. Im Gedenken an seinen guten Freund und Nachbarn bietet er dem Publikum ein Glas Rotwein an, das herumgereicht wird. Verwirrt erzählt er, wie sein Freund von den „Männern in Uniform“ abgeholt wurde. Nach dem letzten, gemeinsamen Toast auf Stonoje weist er den ZuschauerInnen den weiteren Weg ins Zentrum der gigantisch großen Halle, in der vier Bühnen aufgebaut sind. Am Beispiel von sieben Lebensgeschichten wird verdeutlicht, was das Leben in einer vom Rassenwahn beherrschten Gesellschaft bedeutete. Nach jeder Szene findet ein Schauplatzwechsel statt – Zeit des Gedenkens an die Roma und Pausen des Schweigens, die von Mal zu Mal bedrückender werden.

Die ZuschauerInnen werden von einer Bühne zur anderen geführt und erleben jeweils eine andere tragische Episode aus dem Leben der Roma zur Zeit des Naziregimes.

Obwohl jeweils verschiedene Einzelschicksale erzählt werden, haben die Lebensgeschichten etwas gemeinsam: All diese Menschen hatten einen Traum, vom beruflichen Erfolg und von einer eigenen Familie. Sie hatten freundschaftliche und familiäre Beziehungen zu Nicht-Roma, waren liebende Mütter, talentierte Artisten, fleißige Arbeiter oder prominente Sportler. Sie verkörperten ganz und gar nicht das Bild des „Klischeezigeuners“, wie es heute noch so gerne vermittelt wird. Ja, man kann sogar sagen, daß sie ein bürgerliches Leben führten. Ihr einziges „Verbrechen“ war ihre ethnische Zugehörigkeit, für das sie unschuldig büßen mußten: Liebende wurden getrennt, Sportlern die Titel aberkannt, und Mütter blieben ohne Familie zurück.

Dokumente einer Schreckenszeit

Als Grundlage für die Bühnenfassung dienten zahlreiche Polizei- und Gerichtsakten, Briefe, Urkunden und viele weitere Schriftstücke, die über die jeweiligen Personen noch erhalten sind. Einige von ihnen sind im Programmheft abgebildet und geben Zeugnis von den menschenunwürdigen Gesetzen dieser Zeit. Die bürokratische Sprache der Dokumente läßt auf erschreckend nüchterner Art die individuellen Tragödien erkennen, wie etwa jene von Christine Lehmann und ihres „arischen“ Freundes Karl Hessel. Trotz aller Repres-

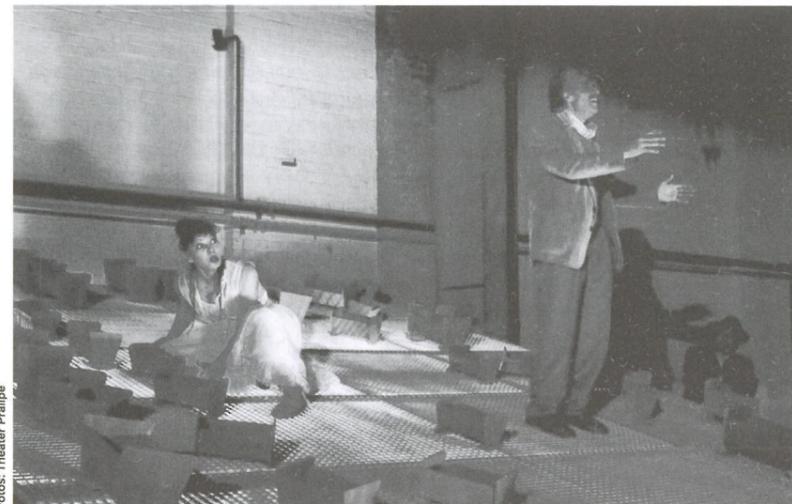


salien gegen diese verbotene Liebe blieben sie sich treu bis zur Ermordung von Christine und der beiden gemeinsamen Söhne in Auschwitz.

Die Frauen des Ensembles verkörpern mit einer besonders starken emotionalen Intensität und Glaubhaftigkeit ihre Rollen, etwa bei der Darstellung der erst 19jährigen Margarete Herzstein, die sich von ihrer Freundin ein Kleid für ein Vorsingen ausborgt und dabei in ein „Kreuzverhör“ gerät, bei dem ihre Identität als Romni entlarvt wird. Zweideutig ist auch die Reaktion der Freundin, die Margarete danach nie wieder gesehen hat und sich mit einem Brief an die „Dienststelle für Zigeunerfragen“ wendet, um ihr Kleid wiederzubekommen. Offen bleibt, ob dies ihre eigentliche Intention ist oder ob das Kleid nur ein Vorwand darstellt, um zu erfahren, was mit ihrer Freundin passiert ist.

Die männlichen Schauspieler agieren mit vollem Körpereinsatz, einmal kraftvoll expressiv, dann wieder resigniert oder zumal auch poetisch, wie etwa bei der Darstellung des jungen Artisten Eduard Artsch, der zur Zwangsarbeit gezwungen wird und sich zuweilen eine Zirkus-Traumwelt aufbaut.

Ein Theaterabend, wie man ihn selten erlebt. Großer Applaus gilt wie immer Rahim Burhan, Leiter und Regisseur von *Pralipe*, und diesmal insbesondere Ferenc Snetberger (Musik) und Nike Perdikouli (Bühnenbild und Raumkonzept).



Fotos: Theater Pralipe

IDENTITIES 2001 von Sushila Mesquita

Es grenzt schon nahezu an ein Wunder, daß „Identities 2001“ überhaupt über die Bühne gehen konnte. Zugesagte Subventionen wurden einfach nicht ausbezahlt, und hätte die Biennale finanziell nicht kräftig unter die Arme gegriffen, dann wäre auch das Wiener „Queer Film Festival“ der „Kulturpolitik“ der Regierung zum Opfer gefallen.

Mit eineinhalbjähriger Verspätung war es dann aber vom 7. bis 14. Juni 2001 soweit. Und eins sei vorweggenommen: Das Warten hat sich gelohnt!

Mit doppelt so vielen Filmen wie bei den beiden vorherigen Festivals und der erstmaligen Expansion auf zwei Kinos ist auch der erhoffte BesucherInnenrekord nicht ausgeblieben.

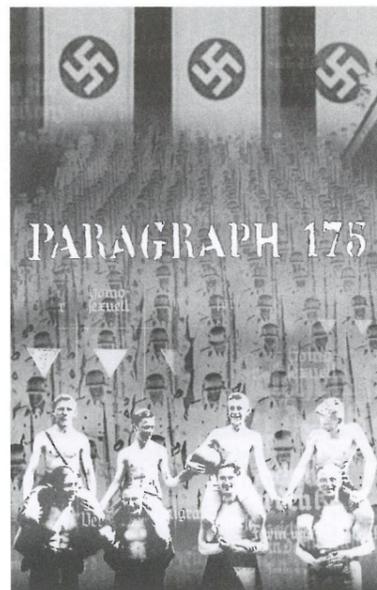
Erneut haben Barbara Reumüller und ihr Team eine große Bandbreite unterschiedlichster Arbeiten von der mainstream-tauglichen Großproduktion zur Avantgarde, von der Dokumentation über Spiel- und Kurzfilme bis hin zu Animationsfilmen auf die Leinwand gebracht und damit weitreichende Einblicke in die Vielfalt „queerer“ Lebens- und Schaffensformen gegeben. Die thematischen Schwerpunkte erstreckten sich unter anderem zwischen Alter, Transsexualität, den Kreuzungen von ethnisch/religiösen mit „queer“-Identitäten sowie Homosexualität und Geschichte. Erstmals wurden beim diesjährigen Festival Preise (Jury-, Femmedia-, Kurzfilm- und Publikumspreis) vergeben.

Mit *Paragraph 175* (USA 2000) wurde ein Eröffnungsfilm gewählt, der ob seiner traurigen Aktualität einmal mehr auf politische Mißstände im Zusammenhang mit Homosexualität hinweist. Die mit einem Publikumspreis versehene Dokumentation von Rob Epstein und Jeffrey

Friedman schildert die Verfolgung von Lesben und Schwulen im Dritten Reich eindringlich anhand der Schicksale von fünf Überlebenden. Es spricht für sich, daß nur wenige Stunden vor der Vorstellung die erneute Ablehnung von Seiten der FPÖVP kam, Homosexuelle als Opfer des Nationalsozialismus anzuerkennen, und die wenige Tage später erfolgte Verwüstung der Ausstellung „Aus dem Leben“ (zum Gedenken an homosexuelle Verfolgte in Österreich in den Jahren 1938-45) muß wohl als tätliche Umsetzung dieser Haltung verstanden werden.

Weil ich ein Mädchen bin?

Ebenfalls preisgekrönt und mit Bezugspunkten zur Realität ist Jamie Babbitts Spielfilm *But I'm a Cheerleader* (USA 1999). Die Protagonistin Megan wird von ihren Eltern mit kräftiger Unterstützung ihres gesamten Freundeskreises in das Um-erziehungslager „True Directons“ gesteckt, da sie sich durch das Melissa-Etheridge-Plakat über ihrem Bett, das Pin-up-Girl in ihrem Spind, ihr VegetarierInnen-tum und viele andere Details verdächtig gemacht hat, lesbisch zu sein. Dort soll ein fünf Schritte umfassendes Programm dafür sorgen, daß sie wieder auf den „richtigen“, den heterosexuellen Weg gerät. Gemeinsam mit den anderen fehlgeleiteten Jugendlichen absolviert sie ein Trainingsprogramm, das absolut kein Gender-Rollenbild ausläßt. Während die Mädchen in rosa Schürzen lernen, Staubsauger und ähnliche Gerätschaften zu bedienen, versuchen sich die Jungs draußen mehr oder – meist – weniger erfolgreich im Holzhacken und Autos Reparieren. Was dieser Film bis zur Unsinnigkeit übersteigert und dadurch gekonnt parodiert, ist in den USA aber lei-



der immer noch traurige Wirklichkeit. Babbitts geschicktes Spiel mit Klischees scheinen ebenfalls nicht alle überrissen zu haben: Warum dieser Film in Österreich ausgerechnet unter dem Titel *Weil ich ein Mädchen bin* angelaufen ist, entbehrt jedes Verständnisses.

Mit *Southern Comfort* von Kate Davis (USA 2000) schließlich gewann eine weitere Dokumentation den Preis der Fachjury. Sie begleitet Robert Eads, einen Frau-zu-Mann-Transsexuellen in seinem letzten Lebensjahr und gibt intime, aber nie indiskrete Einblicke in seinen Alltag im tiefen Süden der USA. „The last part of me that is female is killing me“ – Robert Eads stirbt schließlich an Eierstockkrebs, nachdem über 20 ÄrztInnen es abgelehnt haben, einen Transsexuellen zu behandeln.

Es bleibt zu hoffen, daß *Identities 2001* noch viele weitere Festivals folgen werden!

BEVÖLKERUNG STATT VOLK



Sandy Lopicic Orkestar

das die Vielfalt der Wiener Bevölkerung, aber auch der unterschiedlichen Kulturen, aus denen sie zusammengesetzt ist, in einem hochkarätigen Bühnenprogramm darstellen will: u. a. mit Sandy Lopicic Orkestar (Balkanmusik), Attwenger (Ö), Bruji (Ö), Abaji (Frankreich/Libanon), Wiener Tschuschenkapelle (Ö), Sayyah (Aserbaidschan), Siwy Dym (Polen), Dobrek-Bistro (Ö), Otto (Lechner) & die Frühaufsteher (Ö), Christina Zurbrügg & Band (CH/Ö), Spielleut (Ö).

Und wie jedes Jahr wird es auch heuer ein Fest für die ganze Familie. Das Angebot reicht über Kindertheater, Spieleanimationen, Park- und Wiesenspiele, Malaktionen bis hin zu Workshops und Gauklerien. Zudem wird der inhaltliche Hintergrund des Festes, die Umbenennung in

FEST DER *beVÖLKERung*, in Form von Kunstprojekten thematisiert. Begleitende Themenveranstaltungen im *Aktionsradius Augarten* (Gaußplatz 11) werden im ganzen September den unterschiedlichen Facetten des Begriffes „Volk“ nachspüren.

Ein Ausstellerbereich mit Informationen, Kunsthandwerk, Spielzeug etc. und – natürlich! – anspruchsvolle multikulturelle Gastronomie komplettieren das Festprogramm.

1020 Wien, Augarten
beim runden Flakturm
Sa., 8. und So., 9. September 2001
jeweils 15.00 bis 22.00 Uhr
Infos: *Aktionsradius Augarten*
Tel.: (01) 332 26 94
www.fest-der-voelker.at

red

ERZÄHLENDE HÄNDE, SPRECHENDE KÖRPER von Isabelle Riedl

Vom 30. März bis 7. April 2001 fand heuer bereits zum zweiten Mal das „Europäische und Internationale Gehörlosentheaterfestival“ statt. Die *Gesellschaft für Musik und Theater (ARBOS)*, ist das einzige professionelle Gehörlosentheater Österreichs und zudem Festivalveranstalter. Auftrittsorte waren das *Theater des Augenblicks* (Wien), das *Piaristentheater* (Krems), das *Musilhaus* (Klagenfurt) sowie das *Toihaus* (Salzburg).



Das vielfältige Programmangebot lockte zahlreiche gehörlose und hörende ZuschauerInnen ins Theater und wurde auch von der heimischen Presse nicht verschmäht. Zu sehen waren Gastspiele aus Tschechien, Rußland, den USA und Großbritannien sowie die vielumjubelte ARBOS-Uraufführung von Dzevad Karahans Lustspiel „Die Fremden“. Symposien und Workshops sorgten für Austausch zwischen den KünstlerInnen und gaben Einblick in die Inszenierungsmethoden der jeweiligen Gruppen.

Für die Kinder gab's die interaktive Produktion „Ich sehe was, was Du nicht siehst“: Ausgehend von Kinderreimen wurde ein Szenarium entwickelt, mit dem Ziel, gehörlosen Kindern die Gebärdensprache als Bühnensprache zu vermitteln und hörenden Kindern diese einzigartige Sprache als gleichwertige Kommunikationsform zur gesprochenen Form näherzubringen – hier liegt zugleich die wesentliche Intention der Veranstalter, wie es Horst Dietrich, Mitbegründer von ARBOS, formuliert: „Die Gebärdensprache wurde lange Zeit diskriminiert und als eine Sprache von Behinderten gesehen. 1880 wurde beim sogenannten ‚Mailänder Prozeß‘ das Verbot der Gebärdensprache an Schulen beschlossen. Die Schüler durften nur mehr lippenlesen, wodurch die Gebärdensprache heimlich gesprochen wurde – ein Grund dafür, daß es internationale und regionale Unterschiede sowie dialektale Abweichungen gibt. Das Theater ist ein öffentlich-wirksames Medium, es vereinigt hörende und gehörlose Künstler und Zuschauer, und bedeutet den Weg einer Minderheit an die Öffentlichkeit.“

Institut für spezialisierte Kunst

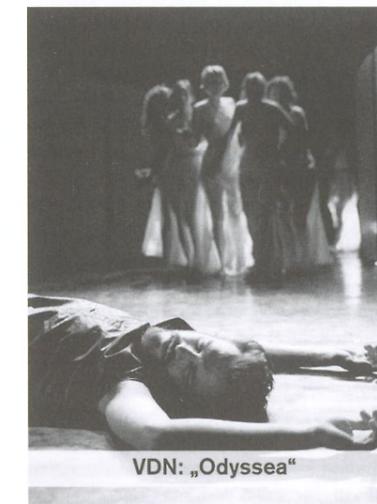
Dieser Weg war in Österreich bis vor kurzem nicht erschlossen. Hierzulande gibt es zwar eine lange Amateurtheater-Tradition von Gehörlosen, doch erst 1993 wurde mit ARBOS das erste professionelle Gehörlosentheater gegründet. Die Professionalität ist vor allem durch die erstmalige Ausbildungsmöglichkeit in Form von Workshops bestimmt. Im Vergleich zu anderen Ländern setzte diese Entwicklung erst relativ spät ein, was die ARBOS-Veranstalter vor allem auf das politische Desinteresse an der Gehörlosen-Kultur in Österreich zurückführen. In Rußland gab es bereits ab 1900 ein professionelles Gehörlosentheater. Das *National Specialized Institute for the Arts* in Moskau ist eine weltweit einzigartige Institution, in der verschiedene Studienrichtungen für gehörlose, blinde und körperlich behinderte StudentInnen in den Bereichen der bildenden Kunst, der Musik und des Theaters geboten werden. Die SchauspielstudentInnen werden nach der Methode des russischen Regisseurs und Theatertheoretikers Jewgenij Wachtangow (1883-1922) unterrichtet. Mit „Kabale und Liebe“ von Friedrich Schiller gastierte das *National Specialized Institute for the Arts* auch im Rahmen des heurigen Gehörlosentheaterfestivals. Meine Erwartungen waren aufgrund der langjährigen Existenz dieses Instituts besonders hoch, doch die Darstellung wirkte unglaublich und gekünstelt. Die meisten SchauspielerInnen unterdrückten ihre Leidenschaften und Gefühle zugunsten des gut gelernten Textes in Gebärdensprache und verwandelten ihre Rollen in farblose Figuren oder überzeichnete Typen. Aber vielleicht ist das

nur mein persönliches Empfinden, da ich die „Sprache der Hände“ nicht verstehe und nur schwer nachempfinden kann.

Fo und Homer in Gebärdensprache

Begeistert hingegen war ich von dem gehörlosen Regisseur und Schauspieler Ramesh Meyyappan, der lange Zeit für das *Hi! Theatre* (Singapurs einziges Gehörlosentheater) gearbeitet hat und nun in Liverpool lebt. Mit „Misterio Buffo“ und „Nur Kinder, Küche, Kirche“, beides Stücke von Dario Fo, stand Meyyappan diesmal allein auf der Bühne. Mit viel Humor erzählte er in seiner einzigartigen Körpersprache und Mimik die Handlung und schlüpfte dabei in die verschiedensten Rollen, auch in die der Hausfrau, der Arbeiterin oder der „modernen“ Medea. Hier wurde mir die unterschiedliche Wahrnehmung zwischen dem hörenden und gehörlosen Publikum besonders bewußt. Vor allem die Übergänge zwischen den einzelnen Szenen waren für mich als Hörende schwer verständlich. Meine SitznachbarInnen amüsierten sich hingegen köstlich.

Bei der Produktion „Odyssee“ des *VDN-Education Drama of Deaf Jamu* aus Tschechien kann man kaum glauben, daß sich deren DarstellerInnen noch in Ausbildung befinden. Erzählt werden die abenteuerlichen Irrfahrten und die glückliche Heimkehr des Königs Odysseus. Bei dieser Inszenierung stimmt einfach alles: stimmungsvoll eingesetztes Licht, leicht wandelbare Kostüme, fesselnde Musik von Zdenik Kluka und Peter Graham und eine exakt umgesetzte Choreographie. Alles in allem, ein gelungenes Festival.



VDN: „Odyssee“

Fotos: ARBOS

ZEITGESCHICHTE IM DRESS DES „K.U.K.-NACHFOLGEFUSSBALLS

Matthias Marschik / Doris Sottopietra: Erbfeinde und Haßlieben

Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport

Sport: Kultur, Veränderung, Bd. 28

LIT Verlag: Münster 2000; 432 Seiten, öS 350,-

Es war ziemlich genau das Jahr 1970, als Österreichs Fußball plötzlich, wie die Zeitungen immer gerne schreiben, ohne „Erbfeind“ dastand. Denn die noch aus der Monarchie stammende Rivalität zwischen Wien und Budapest, Österreich und Ungarn war teils an beiderseitigem Kräfte-mangel, teils wegen der einem regen Spielverkehr nicht gerade förderlichen politischen Lage im Kalten Krieg sanft entschlafen. Und es sollte noch acht Jahre dauern, bis der neue „Erbfeind“, die BRD, 1978 in Cordoba heroisch in die Schranken gewiesen wurde.

Der Sport gilt vielen als „unpolitisches“ Massenvergnügen. Ein Irrtum, bedenkt man die Koalitionen, Grabenkämpfe und Bestechungsversuche etwa um den Austragungsort Olympischer Spiele, die ja auch zum wirtschaftlichen Großunternehmen geworden sind. Aber auch früher war der Sport, und hier besonders das Massenphänomen Fußball, kein politikferner Ort, wie Matthias Marschik und Doris Sottopietra in ihrem durchaus preisenswerten Band *Erbfeinde und Haßlieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport* gleich zu Beginn betonen.

Mitteleuropa – seit rund 100 Jahren geistert dieser Begriff durch politische Diskussionen, verschwindet manchmal für Jahre und taucht dann mehr oder weniger überraschend wieder auf. Ist schon beim asiatischen Westzipfel, der sich kühn „Kontinent Europa“ nennt, der geographische Raum, über den er sich erstreckt, schwer bestimmbar (Ukraine als Grenze? Rußland? Ural?), so herrscht auch beim Begriff „Mitteleuropa“ Verwirrung.

Ein an die 80 Jahre alter Witz mag dies illustrieren. Graf Rudi, im Kaffeehaus Zeitung lesend: „Aha, heute ist Ländermatch.“ Graf Bobby, eine andere Zeitung lesend: „Wer spielt denn?“ Graf Rudi: „Österreich-Ungarn!“ Graf Bobby: „Und gegen wen?“

Wie auch aus dem Witz ersichtlich, war das Mitteleuropa-Projekt immer in Gefahr der Nähe zu adelig-konservativen und, seltsame Kombination, zu restaurativ-utopischen Tendenzen. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg war die Habsburgermonarchie in verschiedene Teile zerfallen, und die siegreichen Entente-Staaten verboten dem „Rest“ Österreich zweierlei: den Anschluß an Deutschland und Restaurationsversuche in den Nachfolgestaaten Ungarn, Tschechoslowakei, Jugoslawien und Italien.

Was sie aber per Vertrag nicht abschaffen konnten, waren die wirtschaftlichen und sozialen Verbindungen, die nach

wie vor von Wien zu den ehemaligen Kronländern bestanden. Dazu war ein neues Phänomen gekommen. Als Nebenerscheinung der Industrialisierung war in den letzten Jahrzehnten eine große Zahl von Arbeitern an den Rand der Metropolen gezogen, die ihre karge Freizeit möglichst billig verbringen wollten. Das war die Stunde des Sports – der aktiven Teilnahme und des passiven Zusehens. Fußballklubs fungierten plötzlich als Vertreter von regionalen und lokalen Räumen und nationalen Massen, die vor allem als Dauermigranten auftraten.

Fußball in Österreich – das waren damals praktisch nur Spiele in Wien. So lag es nahe, den Sportverkehr mit ungarischen und tschechischen Klubs wieder aufzunehmen, womit die dem Spiel meist innewohnende Spannung noch um das Moment der nationalen Rivalität erweitert wurde. Nebenbei: Da die Wiener Vereine bald auf Berufsfußball umstellten, waren Wettkämpfe mit den zumindest offiziell Amateure gebliebenen deutschen Klubs untersagt. Als Struktur der Wettkämpfe wurde auf Wiener Betreiben der Mitropacup gegründet, in dem die besten Mannschaften Österreichs, Ungarns, der Tschechoslowakei, teils Italiens und Jugoslawiens in Hin- und Rückspielen den

schließlichen Sieger bestimmten. Eng verbunden mit der Teilnahme der Klubs war die politische Entwicklung. Der Mitropacup war für die teilnehmenden Vereine die Butter auf dem Brot der normalen Meisterschaft.

Der Erfolg des Bewerbs ließ sich nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr wiederholen. Zuerst verhinderte der Eisener Vorhang einen regen Spielverkehr, dann machten die Gründung des kontinental ausgerichteten Europacups, das zunehmende „Wirtschaftswunder“ und neue Freizeitgewohnheiten wie Tourismus und Fernsehen die Form des „k.u.k.-Nachfolgefußballs“ überflüssig.

Am vorliegenden Band besticht, wie die Autoren den nicht gerade exakt definierten Begriff „Mitteleuropa“ an dem historischen Teilbereich der Sport-, Alltags-, Freizeit- und Mentalitätsgeschichte erproben und zeigen, wie vielschichtig das Phänomen Fußball ist: Ausgangspunkt sowohl für Begeisterung als auch für lokal- und nationalfanatische Übergriffe, Assimilationsmaschine für Zuwanderer sowie kommerzielles Unternehmen. Ein Pflichtbuch nicht nur für Fans des runden Leders, sondern auch für alle zeitgeschichtlich Interessierten.

ed



Rapid gegen Hajduk Spalato beim ersten Mitropacupspiel (1927)

Foto aus dem Buch

ZUM ABBUSSELN!

Wien lesbisch. Die Stadtverführerin

Hg. von Verena Fabris, Gabi Horak, Beate Soltész

edition an.schläge, Milena Verlag: Wien 2001; 256 Seiten, ca 200 Abbildungen, öS 198,-

Genau passend für die *Europride 2001* ist die erste lesbische Wien-Reise(ver)föhrerin auf den Markt gekommen. Die sehr handliche Publikation gibt im ersten Teil wissenswerte Einblicke in lesbische Allgemeinbildung (Geschichte, Literatur, Kunst, Politik, Forschung, Film und Sport). Ein kurzer Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt der Insiderin, daß auf die Leserin Information aus erster Hand wartet: Hanna Hacker, Gudrun Hauer, Helga Pankratz, Ulrike Lunacek, Barbara Reumüller ... Und zu guter Letzt wird die Reisende mit einer

durchaus nützlichen und wirklich lesenswerten Einführung ins Wienerische erheitert. Nicht ganz so geglückt erscheint mir der Anfang der „Verführung“: „Meine kleine Welt“ ist voll von persönlichen Ansichten und Einsichten und zwingt so zu einem bereits sehr vorgefaßten Einstieg. Besser positioniert wäre der Text als Übergang zur Info-Übersicht, die nach Stichworten gegliedert an Umfang und Information keine Wünsche offen läßt und nicht nur für Wien-Reisende Neues bietet.

Ursula Hermann



HYBRIDE WELTEN

Elka Tschernokoshewa: Das Reine und das Vermischte

Die deutschsprachige Presse über Andere und Anderssein am Beispiel der Sorben

Reihe Hybride Welten Bd. 1, Waxman: Münster u. a. 2000; 199 Seiten, öS 280,-

Anhand umfangreicher Presseanalysen betrachtet Elka Tschernokoshewa den Diskurs der deutschsprachigen Presse über die Sorben, die slawische Minderheit in Sachsen und Brandenburg. Über einen Zeitraum von sechs Jahren untersuchte die derzeitige Leiterin der Abteilung für Empirische Kulturforschung/Volkswunde am *Sorbischen Institut Bautzen* Boulevardblätter wie *Bild*, regionale und überregionale Zeitungen wie *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung* und *Frankfurter Allgemeine*. Anhand der Begriffe „Differenz“ und „Hybridisierung“, die sie als die Grundkategorien empirischer Kulturforschung anführt, analysierte sie die in der Presse vermittelte mediale Situation „ansässiger Fremder“, für

die die Sorben nur ein Beispiel sind. Die Stilisierung des kulturell Anderen mittels Praktiken wie Folklorisierung, Homogenisierung und Hybridisierung steht im Mittelpunkt der Studie, wobei die Ergebnisse der Untersuchungen stets in tatsächliche, lebensweltliche und realpolitische Zusammenhänge gestellt werden. Unkommentierte Statistiken findet man in diesem Band nicht. Stattdessen zeigt die Untersuchung das vielfältige und widersprüchliche Bild, in dem ethnische und/oder kulturelle Andersartigkeit gegenwärtig gedacht wird.

Dieser erste Band der Reihe „Hybride Welten“, in der theoretische und empirische Befunde zu Grenzüberschreitun-

gen, Zwischenräumen, Differenz, Ähnlichkeit, Andersartigkeit und Verbundenheit in Gemeinschaften für eine breite öffentliche Debatte gebündelt werden sollen, versucht darüber hinaus, Perspektiven zu entwerfen. Wie und in welchen Zusammenhängen können langfristige, vermeintlich allgemeingültige Konditionierungen und Zuordnungen aufgebrochen werden, wie können diese zugunsten dynamischer, situativer und transperspektivischer Diskurse über das Eigene und das Fremde gedacht werden? Auf weitere interessante Bände aus der Reihe „Hybride Welten“ darf man gespannt sein.

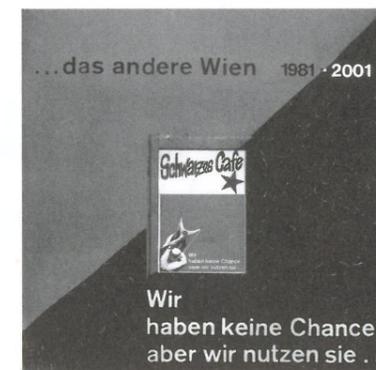
Anita Konrad

VON „DEM SCHWARZEN“ UND ANDEREN SYMBOLEN

Alois Bauer / Max Fürth / Susanne Kratochwil (Hg.): ... das andere Wien 1981-2001

Triton: Wien 2001; 156 Seiten

Wer um die 40 oder ein bisserl drüber ist und das Herz am linken Fleck trägt (oder zumindest in den frühen Achtzigern getragen hat), kennt es: Das *Schwarze Café* im dritten Bezirk Wiens, von Stammgästen liebevoll „das Schwarze“ genannt. Es war der Treffpunkt von Spontis, Anarchos, Autonomen, aber auch von anderen kritischen Geistern, die sich allesamt ein „anderes Wien“ wünschten und durch ihre Gegenkultur-Aktionen in den späten 70er Jahren das kulturelle Leben Wiens auch nachhaltig geprägt haben: Ihre Besetzungen ermöglichten beispielsweise die späteren pulsierenden Veranstaltungsorte wie *Amerlinghaus* und *Arena*. Das *Schwarze Café* selbst ist ja ein Kind dieser bewegten Zeiten und zugleich eines ihrer wenigen Symbole (wie anfangs die Stadtzeitung *Falter* oder die erwähnte *Arena*).



Diese Gegenkultur Wiens der letzten zwei Jahrzehnte wird im vorliegenden Lesebuch um die symbolische Achse „Das Schwarze“ dargestellt. Es manifestiert das „andere Wien“ in zahlreichen

Fotos, Texten von Beteiligten und theoretischen KlassikerInnen, Interviews und Statements. Eine der Stärken des anspruchsvoll edierten Bands liegt wohl darin, daß er nicht nostalgisch, nicht nach der „Gründerzeit“-Manier der alten Veteranen aufgebaut ist, sondern ein Kontinuum mit all seinen Brüchen und Modifikationen rekonstruieren kann. Denn das „andere Wien“ lebt zweifelsohne, in anderem Outfit, mit anderen Schwerpunkten, einem anderen Jargon und mit anderen Symbolen sowie symbolischen Lokalen. Aber auch „das Schwarze“ ist noch quicklebendig, getreu seinem Motto: „Wir haben keine Chance, aber wir nutzen sie ...“.

Eigentum mag Diebstahl sein – dieses Buch soll man/frau besitzen!

mh

GEDANKEN ZUM MYTHOS DER PROVINZ

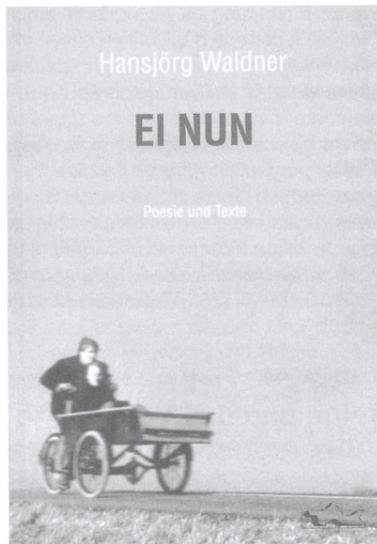
Hansjörg Waldner: *Ei nun. Poesie und Texte*
Mit einem Nachwort von Katharina Riese

TAK: Innsbruck 2001; 90 Seiten, öS 160,-

Es gibt Dichter, die stehen pünktlich am ersten Tag jeder Verleger-Saison vor dem Verlag und geben ihr Werk ab, und dann gibt es wieder welche, denen muß man jeden Text abringen, womöglich noch mit dem Versprechen, ja nichts zu drucken.

Hansjörg Waldner hat sich endlich so viele Texte abringen lassen, daß daraus ein Buch voller Poesie und Texte werden konnte. Mit dem raffinierten Titel *Ei nun* soll das verschliffene Wochenende angedeutet werden, an dem es zu einem poetischen „High-noon“ kommt, er verweist aber auch auf die schlaue Erkenntnis, die plötzlich überraschend ausgebrochen ist, und letztlich ist „Ei nun“ auch so etwas wie der Befehl zu einer erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber den Abläufen rundherum.

Hansjörg Waldner, der immer wieder mit verblüffenden Glossen aus dem Reich des Unrecherchierbaren aufhorchen läßt, hat seine poetischen Texte meist vom selben Baum gepflückt, auf dem auch seine Text-Analysen zur Literatur der Gegenwart



wachsen. So versammeln sich in *Ei nun* Einkaufszettel der anderen Art, Horoskopauswüchse, rhetorische Umfaller von politischen Regionalgrößen bis hin zu ei-

nem Wolf-Gegengedicht der besonderen Art. Ein anderer Zweig führt in private Bereiche wie Kindheit, Leben und Sterben in der Höhe eines Provinz-Sees oder dem melancholischen Scheidungsgedicht, das den gesamten Schmerz mit einer einzigen lyrischen Trennscheibe auseinander schabt.

Einen Höhepunkt nicht nur in Metern stellt der Ortler dar, der als Mythos bestiegen wird. In Hansjörg Waldners Literaturtheorie gibt es so etwas wie den Mythos der Provinz, der am Ortler nicht nur wegen der Thomas-Bernhard-Geschichten, die um den Ortler herum spielen, zu einem erfrorenen Höhepunkt wird.

In einem feinfühligem Nachwort erläutert Katharina Riese anhand eines alten Familienfotos, wie Gesichter auf einem Foto letztlich zu Gedichten werden, wenn die Zeit mithilft.

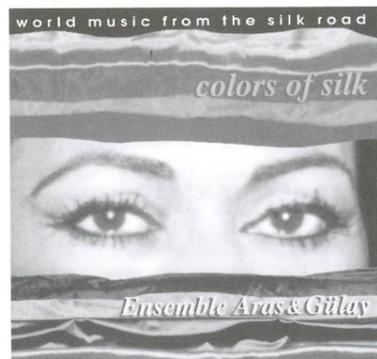
Niemand versteht eigentlich, warum Hansjörg Waldner seine Texte so lange zurückgehalten hat. Aber jetzt sind ein paar davon endlich da!

Helmuth Schönauer

MUSIKALISCHE WANDERUNG AUF DER SEIDENSTRASSE

Ensemble Aras & Gülay: *Colors of Silk*

CD ISBN 3-221-14632-9, Extraplatte



Viele Jahrhunderte war die Seidenstraße, die von China über Tadschikistan, Usbekistan, Afghanistan, Aserbajdschan, Iran und die Türkei nach Europa führte, die erste und wichtigste transkontinentale Handelsstraße – und dabei nicht nur wichtig für den Austausch von Waren und Gütern, sondern auch von Kulturen, die so, obwohl ursprünglich Tausende Kilometer voneinander entfernt, zueinander fanden.

Im Jahr 1989 wurde in Wien das Ensemble Aras & Gülay mit der Absicht gegründet, eine Art von Weltmusik zu schaffen, bei der Elemente aus Asien

und Europa zusammenfließen. Als „roter Faden“ dient der bunten Truppe (Josef W. Olt, Nariman Hodjaty, Ting Fengchiu, Alexandre Chevtchenko, Hristan Dragnev, Piotr Chololowicz und die Sängerin Gülay) nun ebendiese Seidenstraße, die sie musikalisch durchwandert und folkloristisches Musik- und Poesiematerial aus den verschiedenen Ländern aufgreifen und teils in traditionellem Gewand, teils in neuen Interpretationen darbringt. Weltmusik wird der feineren Sorte.

ed

WIENER MUSIK-KAPAZUNDER FÜR MENSCHENRECHTE

Diverse KünstlerInnen: *Berührungspunkte – Live aus dem Orpheum*

CD ISBN 3-221-13472-X, Extraplatte

Das Jahr der Menschenrechte unterstützten auch zahlreiche Künstler. Der Verein *Asyl in Not – Unterstützungskomitee für politisch verfolgte Ausländerinnen und Ausländer* trat als Veranstalter des Festivals „Kunst für Menschenrechte“ auf, bei dem in der *Wiener Kullisse* Kabarettisten und im *Orpheum* musikalische Kapazunder wie Dr. Kurt Ostbahn & Die Kombo,

Roland Neuwirth & Die Extremschrammeln, Landstreich, Lakis & Achwach, um nur einige zu nennen, auftraten. Von dieser Veranstaltung ist nun ein Live-Mitschnitt als CD erschienen. Der Erlös der Veranstaltungen und aus dem Verkauf der CD kommt der Arbeit auf dem Gebiet der Wahrung der Menschenrechte zugute.

ed



IM JULI 2001

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn eine gesinnungsterroristische Justiz, die sich leider nicht mit dem zuständigen Minister abgesprochen hat, einen untadeligen Landespolitiker unserer Bewegung wegen „öffentlicher Beleidigung des Staatsoberhauptes“ verurteilt. Zwar eh nur auf lumpige 100.000 Schilling, und das Ganze ist noch nicht rechtskräftig. Denn jetzt wird berufen und berufen, bis die Causa genauso versickert wie der angebliche Spitzelskandal, den wir gerade unauffällig entsorgen – da hat er schön aus der Wäsche geschaut, der wichtigmacherische Untersuchungsrichter, wie er plötzlich abgezogen und versetzt worden ist.

Schlau hat der Kamerad schnell das lächerliche Tribunal dazu benutzt, aufzuzeigen, daß wir die wahre Partei der Tierfreunde sind. Denn er hat schon als Kind mit seinem Hund geschlafen, und wenn die beiden aus dem Bett gekommen sind, haben sie vom selben Teller gegessen. Welcher Politiker von anderen Parteien kann das schon von sich behaupten? Da wäre eher die Edith-Klinger-Erinnerungsmedaille berechtigt als eine Geldstrafe.

Überhaupt – das Staatsoberhaupt, das sogenannte. Konspiriert hinter dem Rücken unserer Bundesregierung mit verdächtigen Gewerkschaftlern, die ihrerseits gegen den Verzetznitsch konspirieren, wie der Chef gehört hat. Will dann die Regierung entlassen wegen dem Mob auf der Straße und eventuell Neuwahlen ausschreiben. Wär' uns eigentlich auch recht, weil dann haben wir eine gute Ausrede mit dem Nulldefizit und der versprochenen Steuerreform.

Ist ja jetzt häufig zu lesen, daß der Chef die Wahlen ganz gern vorverlegen möchte. Ich hab ja gehört, daß der Klestil nicht nur mit den EU-Politikern und den Gewerkschaftlern gegen uns intrigiert, sondern auch mit den Marsmenschen. Der kennt keinen Genierer.

Ich kann es mir gut vorstellen, daß der ÖGB sauer ist, weil unsere Regierung sich die Sozialversicherung unter den Nagel gerissen und den Sallmutter abserviert hat. Auch wenn wir die Familienpartei schlechthin sind, gib'ts bei uns keinen Sallmutterchutz, hähä!

Und den ORF hamma jetzt auch unter Kontrolle. Schon vor dem baldigen Großbreinemachen, das wir ja schon vor Jahren in Klagenfurt geprobt haben, ist der Chef jetzt zu jeder Zeit im Bild, wenn's geht, auf beiden Programmen. Jetzt müssen wir auch die Sendungen nach unserem Weltbild gestalten, und ich hätte da gleich ein paar Vorschläge.

Als erstes machen wir *Taxi Blau* mit Patrick Ortlieb und einer nur mäßig bekleideten Nebendarstellerin. Schauplatz ist jeweils eine dunkle Tiefgarage in einer der Landeshauptstädte, die K.o-Tropfen für die Greteln sind kein Problem. Dann die Sendung *Schauplatz Gericht* mit der Kanzlei Böhmdorfer-Ghaneff. Angeklagt: freche Journalisten und sonstige Gegner von uns. Dann *Die Rätselburg* mit neuen Vorschlägen aus dem Sozialministerium. Dann eine *Columbo*-Folge über die Rolle des Bundespräsidenten. *Alarm für Cobra 11* mit der Vizekanzlerin bei Aufräumarbeiten in der Landespartei Tirol. *Ins Land einihaun*: Verteidigungsminister Scheibner bei einem Bundesheer-Manöver. *Orientierung*: Interview mit dem Kärntner Landeshauptmann. *Heimat, fremde Heimat* – über die katastrophalen Ergebnisse des ruchlosen Wirkens sozialistischer Knechtschaft durch drei Jahrzehnte. Und weil wir ja Demokraten sind: *Hör mal, wer da dämmer!* über Aktionen der Opposition. Und das sind nur ein paar von den Ideen, die ich habe!

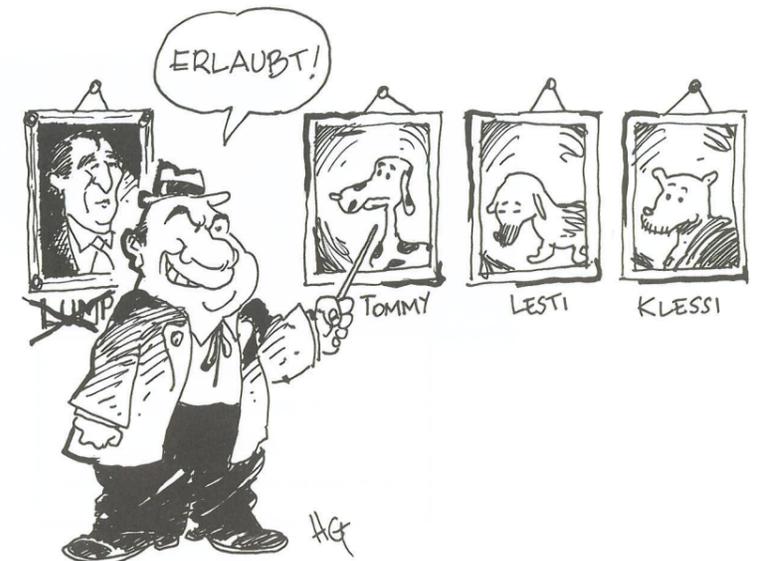
Gut läuft es auch in der Bildungspolitik. Auf der Universität müssen sie ordentlich brennen, die sogenannten Studenten, und jetzt nehmen wir uns die Mittelschule vor, wie es der Kollege Amon von den Schwarzen bereits begonnen hat. Wir haben ja zu viele AHS-ler, die kein Mensch braucht. Je mehr Trottel, umso mehr Wähler für unserer Partei. Da genügt schon die Haupt-Schule, daß sie wissen, wo sie ihr Kreuz machen müssen. Und mit der schulischen Selektion beginnen wir am besten im pränatalen Zustand, das spart immens Kosten.

Eines muß ich zugeben: Bei der Adol-

fine im Außenministerium habe ich mich geirrt. Die hab ich für ein Weichei gehalten und für eine ästhetische Beleidigung in Zuckerlosa sowieso. Dabei hat sie die Genua-Demonstranten vom sogenannten Volkstheater ordentlich abgeschmiert und eingetunkt. Ihr Auftritt mit dem italienischen Außenminister Ruggerio war schon große Klasse. Gerade daß sie ihn nicht in der Öffentlichkeit an den erotischen Kernpunkten verwöhnt hat. Da gab es jede Menge Streicheleinheiten wie die Aussage, sie habe „allergrößtes Vertrauen in die italienische Justiz“. Das hat der Berlusconi auch, zu Recht!

Und dann der goldene Schlußsatz: „Wenn man heute mit einer Spielzeugpistole einen Banküberfall fingiert, darf man sich auch nicht wundern, wenn man festgenommen wird!“ Gerade daß sie nicht zum italienischen Kollegen gesagt hat: „Foltert sie, räumt die Demonstranten aus dem Weg, laßt sie zumindest ein Jahr bei Wasser und Brot dunsten!“ Das gefällt mir besonders: Wir vernadern die Österreicher im Ausland und schimpfen dann die anderen Österreich-Vernaderner! Die Frau hat Format und Profil!

Bitte, mein Fall sind die Katzelmacher nicht gerade. Die machen immer in der Öffentlichkeit bussi-bussi, und kaum drehst du denen den Rücken zu, hast du schon einen Pfeil im Rücken. Das beginnt vor 5300 Jahren beim Ötzi bis zum Verat in den Weltkriegen, und von unserem Südtirol red' ich gar nicht. Aber gegen die vielen roten Regierungsgfraster in den anderen EU-Ländern brauchen wir eine starke reaktionäre Achse Wien-Rom – und die werden wir uns nicht von 17 Terroristen kaputt demonstrieren lassen!



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck

P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 39

Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt

Zul.-Nr.: 01Z020409 P



WIENER INTEGRATIONSFONDS

Rücksendeadresse:

Initiative Minderheiten
Gumpendorferstraße 15/13
A-1060 Wien




STADTPLANUNG WIEN



BUNDESMINISTERIUM
FÜR SOZIALE SICHERHEIT
UND GENERATIONEN



GRÜNE
BILDUNGS
WERKSTATT
MINDERHEITEN



Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite